

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 16 (2009)
Heft: 177

Rubrik: Kunst

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

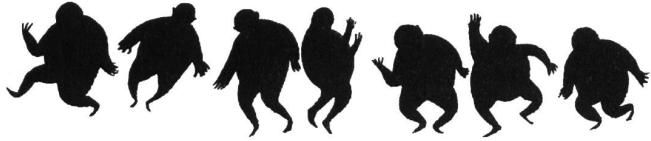
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Seven very fat men are dancing vigorously. They are desperately trying to postpone death.

FABULIERER UND SPITZEL

Das Kunstmuseum St.Gallen zeigt Nedko Solakov. Der Kurator Koni Bitterli schreibt über merkwürdige Begegnungen mit dem bulgarischen Künstler und wie sich alles zur Ausstellung zusammenfügte.



Mit diesem Karteikasten will Nedko Solakov beweisen, dass er für den Geheimdienst gearbeitet hat. Bilder: pd

FROM: FERRIS #63

Die sieben mit Schokolade überzogenen und mit Marzipanblumen dekorierten Törtchen bringen selbst verwöhrte Connaisseure in Versuchung. «Help Yourself (Russian Roulette)» nennt sich diese süsse Verführung. Allerdings mag ihre wohlfeile Zuschaustellung irritieren, denn wir bewundern nicht Auslagen stadtbekannter Confiserien, sondern befinden uns im Kunstmuseum St.Gallen. In der Ausstellung von Nedko Solakov. Dessen Kunst steht eher für bitterböse Kommentare als süsse Verführungen. Was im Untertitel anklingt, findet sich als des Künstlers geclipperte Fingernägel in einem der Stückchen. Spätestens jetzt wendet sich die zarte Versuchung ins Gegenteil. Solche Verführungen und Verschiebungen bilden die künstlerischen Strategien des 1957 geborenen Bulgaren.

Dass diese jenseits eines Verfallsdatums hergestellten Süßigkeiten in der ersten Retrospektive des Künstlers im deutschsprachigen Raum zu sehen sind, schliesst zumindest für mich als Kurator einen Kreis. Kennen gelernt hatte ich Nedko Solakov nämlich beim Verspeisen einer Geburtstagstorte. Die süsse Begegnung am Geburtstag, einem runden Notabene, schien zum Werk zu passen. Doch wie kam der liebenswürdige, leicht untersetzte Mann mit Vollbart, ansteckendem Lächeln und sympathisch gebrochenem Englisch zur Party? Er hielt sich zufällig in Zürich auf, wo er von Freunden gleich ans Fest nach St.Gallen geschleppt wurde: ein sympathisches Zusammentreffen, frei von beruflichen Zwängen. Über Kunst haben wir dennoch geplaudert.

Humor und Strenge

Sein Schaffen hatte ich mit wachsender Neugier verfolgt. Immer wieder tauchten die kleinen, irrwitzigen Strichmännchen-Zeichnungen an den unmöglichen Orten in der Kunsthalle Bern oder im P.S. 1 in New York auf. Sie berichteten von Sorgen und Nöten des Künstlers oder karikierten wundervoll allfällige Erwartungen an die Kunst. Eindrückliche Installationen wie «A Life (Black and White)» an der Biennale Venedig folgten, wo er Flachmaler damit beschäftigte, die Wände des Ausstellungsraums abwechselnd schwarz und weiss zu streichen, als ob er sich zwischen den beiden Möglichkeiten der gegenwärtigen Ausstellungspraxis zu entscheiden hätte, dem White Cube und der Black Box. Immer deutlicher zeigte sich: Solakov ist eine der wichtigsten Figuren der Gegenwartskunst. Seine Doppelpräsenz an der 52. Biennale von Venedig und der Documenta 12 vor zwei Jahren unterstreicht das. Seine eigenwillige Verbindung von überschäumender Fabulierlust, abgründigem Humor und konzeptueller Strenge macht sein Schaffen unverwechselbar – und immer trifft es die Menschen und ihren Alltag.

Die beiläufige Bemerkung des Künstlers an der Geburtstagsparty, er bereite die Ausstellung «12 1/3 (and even more) Year Survey» vor, löste den Wunsch aus, sie auch in St.Gallen zu zeigen. Das war 2001. Ungefähr zeitgleich vereinbarte das Kunstmuseum Zürich ein Projekt für 2005 und hatte ihn verpflichtet, keine Ausstellungen hierzulande zuzusagen. Solakov zog sich, das Zürcher Projekt war zur Kabinettausstellung geschrumpft, elegant aus der Affäre, indem er Überbleibsel von früheren Galeriepräsentationen in ein Depot integrierte und listig mit «Left-

SCHAUFENSTER

overs» betitelte. Nur: Die 12 1/3-Jahr-Retrospektive ist vorerst an uns vorbeigegangen.

Paradoxie als herrschende Struktur

Erneut half der Zufall. 2007 an der Biennale in Venedig sass ich mit der Künstlerin Karin Sander in einem Café. Begeistert von Solakovs installativem Exkurs über Kalaschnikows, Joghurtbazillen und kyrillische Schrift sagte sie: «Lass uns per SMS gratulieren», worauf sich Solakov erfreut zurückmeldete. Daraus ergab sich eine Diskussion über Projekte, und wenig später flogen zwei Museumskollegen aus Bonn und Darmstadt zusammen mit mir nach Sofia, um eine gemeinsame Ausstellung zu bereiten. Dort wurde uns die Welt eröffnet, die sein künstlerisches Schaffen wesentlich bestimmt: seine Heimat und deren Kultur. Bulgarien ist ein Schmelzriegel, in dem sich Kulturen und Religionen überlagern, wo nach Jahren der Isolation im ehemaligen Ostblock der Kapitalismus heftig erprobt wird – mit allen Folgen: vom mondänen Designerrestaurant mit vorgefahrenen Nobelkarossen bis zum zerlumpten Bettler am selben Strassenrand, wo man sich seiner verschütteten Traditionen nur langsam bewusst wird.

Der Zusammenbruch des kommunistischen Regimes erwies sich als prägende Erfahrung für Solakov und wurde zum Auftakt für die Suche nach der eigenen Sprache, um der Komplexität der Wirklichkeit begegnen zu können. «Top Secret (1989/90)» nennt er zum Beispiel jenes Werk, das seine Spitzeldienste für den Geheimdienst belegen soll und damit zugleich die unmittelbare Vergangenheit des Landes thematisiert.

In Zeichnungen, Texten, Videos, Fotografien, Performances oder Installationen hinterfragt Solakov scheinbare kollektive Wahrheiten oder die Bedingungen des Kunstsystems, reflektiert das Scheitern als Metapher menschlicher Existenz und entdeckt in den politischen Weltläufen die Paradoxie als herrschende Struktur. Seine Fähigkeit, unterschiedlichste Themen in Form von Geschichten zu erzählen, die eine präzise Balance zwischen poetischer Lust an der Narration und deren ironischer Brechung halten, macht dieses Werk unverwechselbar – und vor allem in hohem Masse unterhaltsam.

Bissiger Kommentar

Vor dem Hintergrund der sich rasant wandelnden Gesellschaft lässt sich Solakovs Werk als bissiger Kommentar lesen. Es thematisiert urmenschliche Sehnsüchte nach Überschaubarkeit in einer zuweilen absurd erscheinenden Welt. In diesem Sinne ist auch die magische Installation «Good News, Bad News» zu verstehen, wenn, von einem kleinen Lichtkegel sanft erleuchtet, ein Spielzeugkrokodil einem Plastikschweinchen begegnet und daneben in krakeliger Schrift zu lesen ist: «The bad news: he was extremely hungry. The good news: a nice juicy pig appeared. Another bad news: he moved recently from budhism to islam – so, the porc was forbidden. Final good news: actually the pig was a dressed-up lamb.»

Kunstmuseum St.Gallen. Bis 10. Mai. Öffnungszeiten: Di bis So 10–17 Uhr, Mi 10–20 Uhr. Mehr Infos: www.kunstmuseumsg.ch

INDIVIDUELLE MASSENPRODUKTION.

Zum zweiten Mal werden in der Kunsthalle St.Gallen nach Grrrr aka Ingo Giezendanner und Wesley Willis Künstler gezeigt, die sich im Grenzbereich zwischen Kunst und Grafik/Illustration bewegen. **Jürg Lehni und Alex Rich** bedienen sich zeitgemässer Techniken und Strategien, modifizieren und benutzen sie für ihre Zwecke. Lehni sorgte 2002 für Aufsehen, als er zusammen mit dem Ingenieur Uli Franke «Hektor» entwickelte: Eine an Seilen aufgehängte Spraydose sprüht mit Computerprogrammen gezeichnete Grafiken an die Wand. Durch den leicht verwackelten Strich wird die Perfektion des Computers unterlaufen. «Hektor» wurde auch in der Kunsthalle installiert und zeichnete die legendäre Figur «Kilroy» an die Wand. Jenes Männchen, das seine lange Nase und die Finger über eine Mauer streckt. Die anderen Arbeiten der beiden Künstler lehnen sich bei «Hektor» an, indem auch über ein Interface eingegebene Inhalte von einer Maschine umgesetzt werden. Am nächsten steht ihm sein Bruder «Viktor». Eine ähnliche Konstruktion, aber mit einer Kreide bestückt, die auf der grossen mit Wandtafelfarbe gestrichenen Kunsthallen-Wand Dialoge zeichnet. «Hektor» und «Viktor» sind die beiden eindrücklichsten und auch komplexesten Arbei-

ten der laufenden Ausstellung von Lehni und Rich. Durch die feingliedrige Konstruktion aber auch die subtilsten.

Populärer und eben auch ein bisschen plumper sind «Empty Word» und «Wood Work». Bei beiden Arbeiten kann die Besucherin oder der Besucher in den Kunstproduktionsprozess eingreifen und ein individualisiertes Plakat produzieren.

Die Kunsthalle zeigt zurzeit auch **Mariana Castillo Deball** aus Mexico. Deren Arbeiten sind um einiges schwerer zu lesen, als diejenigen ihrer Kollegen. Es zeigte sich deutlich an der Vernissage, als sich die meisten Leute in den Räumen von Lehni und Rich aufhielten. Deball baute eine verschachtelte Ausstellungsarchitektur in zwei Räume der Kunsthalle. Im ersten Raum hängt vermutlich ihre stärkste Arbeit «Falschgesichter». Sie verfremdet Darstellungen von exotischen Masken, indem sie deren Gesichtsmerkmale nachfaltete. Zu sehen sind nur die Fältze und ein ethnologischer Beschrieb. Deballs vielschichtige Arbeiten benötigen Zeit. Also, unbedingt hingehen, aber nicht nur die coolen Sachen von Lehni und Rich anschauen! (js)

Kunsthalle St.Gallen. Bis 12. April.

Öffnungszeiten: Di bis Fr 12–18 Uhr, Sa/Su 11–7 Uhr.
Mehr Infos: www.k9000.ch

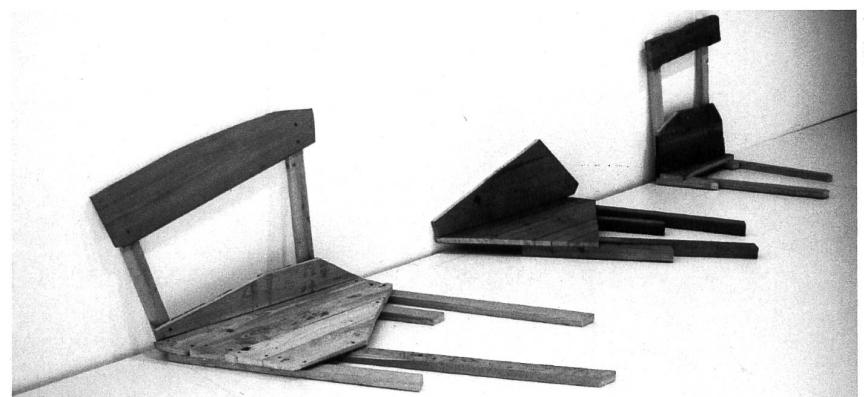


Bild: pd

ZWISCHEN DEN ZUSTÄNDEN.

Sibylle Omlin, die Leiterin des Kunstinstituts an der Hochschule für Gestaltung und Kunst Basel, ist neu mitverantwortlich für das Programm des Kunstraums Engländerbau in Vaduz. Die aktuelle, von ihr kuratierte Ausstellung nimmt sich der Flüchtigkeit an: «Vom Auftauchen und Verschwinden» ist der Titel. Jenem schwer zu fassenden Moment zwischen zwei Zuständen also, der vielleicht mit Vorfreude oder Angst, mit Erleichterung oder Sehnsucht verbunden und darum nicht so beliebt ist. Angeregt worden sei die Gruppenausstellung durch die junge Fotografin **Bianca Dugaro**, die sich in ihren Bildern mit jenen Momenten auseinandersetzt, in denen sich Personen im diffusen Licht verflüchtigen. Nebst Dugaro werden in der licht gestalteten Ausstellung

drei weitere Positionen gezeigt, die sich mit dem Thema auseinandersetzen. Die Liechtensteiner Malerin **Gertrud Kohli** zeigt ihr aktuelles Werk «Niederschrift des Flüchtigen». Der Bregenzer **Kurt Matt** setzt sich mit dem globalen Markt auseinander und der Zirkulation von Gütern. In der Ausstellung konkret mit dem Auftauchen und Verschwinden von Euro-Paletten. Und **Aldo Mozzini** aus Zürich reagiert mit Dachplatten und Kartonplatten auf die räumliche Situation des Engländerbaus. Bestehende Arbeiten passte er dem Raum an. Er fixierte und modellierte Schatten von Stühlen und Tischen. (js)

Kunstraum Engländerbau. Bis 22. März.

Öffnungszeiten: Mi bis Mo 13–17 Uhr, Di 13–20 Uhr.
Mehr Infos: www.kunstraum.li



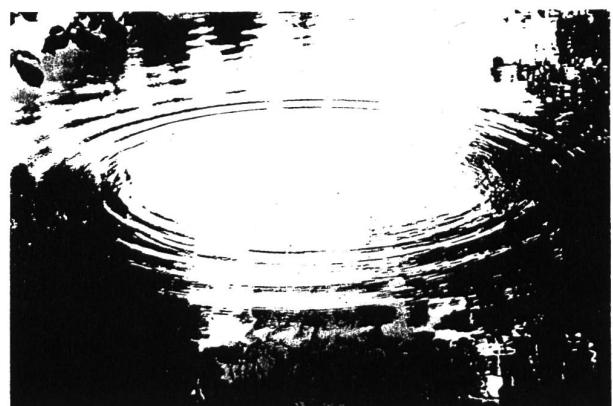
A*

HIER
FEHLT
NICHTS.

Alex Hanimann
Conceptual Games
***Aargauer Kunsthaus**
24.1.-3.5.2009

Aargauerplatz CH-5001 Aarau
Di-So 10-17 Uhr Do 10-20 Uhr
www.aargauerkunsthaus.ch

Wir installieren Wasser.



Heinrich Kreis

Beratung, Planung
und Ausführung
sämtlicher
Sanitäraufgaben
Reparaturservice
Moosstrasse 52
9014 St.Gallen
Telefon 071 274 20 74
Telefax 071 274 20 79

kreis
WASSER



Ueli Vogt kuratiert das Materialarchiv des Sitterwerks. Bild: Christiane Dörig

ANFASSEN UND BEGREIFEN

Das Sitterwerk St.Gallen betreibt zusammen mit drei Partnern eine Materialdatenbank und -sammlung. von Johannes Stieger

Der fast haushohe Schrank mit den hunderten Schubladen ist eindrücklich. Wie ein futuristischer Findling steht er in der Kunstabibliothek des Sitterwerks in St.Gallen Stocken unter der Fürstenlandbrücke. Der Büromöbler Lista stellte ihn ursprünglich für den Arboner Lastwagenfabrikanten Saurer her, um darin Ersatzteile zu lagern. Der Kunstgiesser und Sitterwerk-Gründer Felix Lehner rettete das Möbel vorm Verschrotten und führte es nach St.Gallen über. Die Legende besagt, dass Lehner vorerst nicht wusste, was er mit ihm anstellen sollte und sich die Nutzung erst mit der Zeit herauskristallisierte. In den Metallschubladen kommen nun Materialmuster unter, der Schrank wird zum riesigen Archiv. Denn das Gewerbemuseum Winterthur, die Hochschule Luzern, die Zürcher Hochschule der Künste und das Sitterwerk haben sich zusammengeschlossen, um ihre Material- und Mustersammlungen gemeinsam öffentlich zugänglich zu machen.

Profis und Laien

Ende Februar wurde bereits eine Internetseite mit vorerst 400 Materialdatensätzen aufgeschaltet.

Daneben sollen die vier Institutionen Materialsammlungen mit jeweils einem Schwerpunkt öffentlich machen. Geschaffen wird das Angebot vornehmlich für Gestalterinnen und Künstler, die sich für ihre Projekte mit Materialien auseinandersetzen müssen. In diesem Umfang gibt es hierzulande noch keine vergleichbare Sammlung. Es gibt zwar einige Datenbanken im Internet, die sind jedoch meist gebührenpflichtig und richten sich an Leute, die wissen, was sie suchen. Gestalter gehen aber anders vor als Ingenieure. Entweder sie gehen von einem Material aus und entwerfen dementsprechend. Oder aber es gibt eine Problemstellung, die mit einem Entwurf gelöst werden soll, und dann wird nach dem passenden Werkstoff gesucht.

Die Schwierigkeit des Unterfangens sei, dass man sich irgendwo zwischen Profi- und Laienanwendung bewege, sagt Ueli Vogt, der Verantwortliche des Projekts beim Sitterwerk. Den Materialtechnologen seise zu wenig wissenschaftlich, und die Laien kämen bei der Materialinternetrecherche ab und zu an ihre Grenzen, da die Suchkriterien zum Teil recht spezifisch seien. Gerade diese Grauzone sei die Herausforderung.

Traum vom Labor

Damit die Recherche nicht rein virtuell bleibt und die Werkstoffe im Sinn des Worts begreifbar werden, richten die vier Institutionen Archive mit Mustern ein. Ist die Suche auf der Internetseite vielleicht nicht ganz einfach, erscheint sie mit dem grossen Listschrank zurzeit noch unmöglich. Gelbe Zettel verraten, was sich wo befindet, denn Vogt ist dabei, die Schubladen zu füllen und ein System auszutüfteln. In den einen Schublade liegen Metallmuster, in einer anderen Gipsornamente, und in einer dritten gibts Materialtests eines Künstlers. An die Materialien kommt Vogt durch die Kunstgiesserei; Versatzstücke, die früher weggeworfen wurden. Abfälle, die bei Arbeiten von Urs Fischer oder Fischli und Weiss anfallen, rettet und archiviert er. Zudem werden alle vier Institutionen denselben Grundstock an 800 Materialien an Lager haben, damit quasi eine Grundversorgung gewährleistet ist.

Im besten Fall, sagt Vogt, entstehe im Sitterwerk eine Art Labor, eine Zusammenarbeit zwischen den Kunstgiessern und Gestaltern. Wie alles dann mal funktionieren soll, sei im Moment aber noch nicht vollständig geklärt. Denn ganz entgegen dem Trend, Konzepte und Fahrpläne zu schreiben, die jede Einzelheit und Eventualität regeln, lässt man es auf sich zukommen. Das Geld für zwei bis drei Jahre intensive Arbeit ist gesprochen.

Über mehrere Monate machen die Initianten des Materialarchivs mit Veranstaltungen auf sich und das Thema aufmerksam. Das Sitterwerk startet mit der Ausstellung «Von Werkstoffen und Kunstwerken»: 23. März bis 6. September. Mehr Infos: www.materialarchiv.ch, www.sitterwerk.ch



Die Verlagsgründer
Katrin Brüggemann
und Jürgen Weber.
Bild: Lisa Küttel

ANDERTHALB QUADRATMETER MEINUNGSFREIHEIT

Der neue Konstanzer Verlag Querwege macht seinen Namen zum Programm. Fernab von den Schnellstrassen des Mainstreams stehen «ungewöhnliche Sichtweisen, Einblicke und Lebenswege» im Zentrum des Verlagsprofils. Die erste Publikation beschäftigt sich mit dem Nazidichter Wilhelm von Scholz. von Matthias Brenner

Den Blickwinkel verändern, Einspruch erheben oder einmal eine Geschichte von einer anderen Seite erzählen, so das erklärte Ziel der beiden Gründer des Verlags Querwege, Katrin Brüggemann und Jürgen Weber. Es verwundert also wenig, dass die erste Publikation – die von Hendrik Riemer verfasste Broschüre: «Wilhelm von Scholz – Nur ein ‹Mitläufer›?» – ein solches Schlaglicht in der aktuellen Konstanzer Debatte um die Umbenennung des Wilhelm-von-Scholz-Weges setzt. Es geht hierbei um den umstrittenen Dichter und Dramaturgen Wilhelm von Scholz, der vor allem durch sein Engagement für die Nationalsozialisten immer wieder in den Brennpunkt der öffentlichen Kritik geraten war. Initialzündung für die jüngste Kontroverse war dabei der Beschluss des Gemeinderats, die Grabstelle des Literaten auf dem

Allmannsdorfer Friedhof einzubauen zu lassen. Inzwischen wurde das Familiengrab unter Denkmalschutz gestellt, doch hält die Diskussion um Wilhelm von Scholz weiter an. So soll in einer der kommenden Gemeinderatssitzungen über einen Antrag zur Umbenennung des Wilhelm-von-Scholz-Wegs am Konstanzer Hörnle beraten werden.

Durchhalteparolen zum Endsieg

An dieser Stelle der öffentlichen Debatte setzt die erste Querwege-Publikation an. Sachlich und knapp argumentiert der Literaturwissenschaftler Hendrik Riemer vor dem Hintergrund eines stringent literatursoziologischen Ansatzes. Er wertet die Veröffentlichungen und Aussagen von Scholz' vor, nach, aber vor allem während der NS-Diktatur aus und kommt

zu deutlichen Ergebnissen: dass der 1945 Entnazifizierte keineswegs nur ein Mitläufer war, sondern ein intellektuell und weltanschaulich überzeugter Nazi. Dass er nicht nur ökonomisch durch Ehrungen und finanzielle Zuwendungen vom System profitierte, sondern auch nicht davor zurückschreckte, seine gesellschaftliche Stellung in den Dienst des NS-Staates und seiner menschenverachtenden Politik zu stellen: mit glühenden Bekenntnissen zum «Neuen Deutschland» und seinem Führer Adolf Hitler, mit antisemitischer Hetze, mit eindeutigen Kriegsbekenntnissen und Durchhalteparolen zu einem Zeitpunkt, als der Krieg militärisch bereits verloren war und nur noch die eingefleischten NS-Hardliner den Endsieg propagierten. All dies disqualifiziert Wilhelm von Scholz als Ehrenträger und Namenspatron im Konstanzer Stadtbild. Die Umbenennung des nach ihm benannten Weges in «Hermann-Hesse-Weg» wäre ein gutes und wichtiges Zeichen und ein kleines Stück Genugtuung in der anhaltenden Auseinandersetzung mit der jüngeren deutschen Geschichte.

Dass auch öffentliche Lesungen und Diskussionsrunden fester Bestandteil der Verlagsarbeit werden sollen, machte die von der «Vereinigung der Verfolg-

ten des Naziregimes – Bund der Antifaschisten» veranstaltete Lesung am 30. Januar im Astoria-Saal der Konstanzer Volkshochschule deutlich. Der Autor Hendrik Riemer diskutierte den Inhalt des Bändchens mit dem Publikum. Der Schauspieler Hans Helmut Straub las aus den Werken von Scholz', um quasi auch den toten Dichter zu Wort kommen zu lassen. Für die Zukunft planen die Verlagsgründer eine ganze Reihe solcher Lesungen unter dem Titel «Lesen auf der Palette». Eine einfache, mobile Euro-Palette soll als Bühne vor wechselnden Orten dienen, als tragbarer «Speakers' Corner» im öffentlichen Raum sozusagen, anderthalb Quadratmeter Meinungsfreiheit mit inbegriffen.

Steine des Anstoßes

Während die erste Publikation des neuen Verlags den Fokus auf die geistige Täterschaft richtet, wird sich die voraussichtlich im Mai folgende «Stolperschrift» mit den Biografien von Konstanzer Opfern des Nationalsozialismus beschäftigen. Das Kunstprojekt «Stolpersteine» des Kölners Gunter Demnig erinnert an die Opfer der NS-Zeit, indem vor ihrem letzten selbst gewählten Wohnort Gedenktafeln aus Messing ins Trottoir eingelassen werden. In Konstanz konnten durch das Engagement der von Katrin Brüggemann mitbegründeten Initiative «Stolpersteine für Konstanz – Gegen Vergessen und Intoleranz» bislang fünfzig solcher symbolischer Steine des Anstoßes gelegt werden. Nun soll im neuen Verlag ein Buch unter dem Titel «Stolperschrift» die Biografien der Konstanzer Opfer näher beleuchten. Katrin Brüggemann betont, dass es der Konstanzer Initiative von Anfang an um alle Gruppen von Verfolgten ging: Juden, politisch und religiös Verfolgte, Sinti und Roma, Euthanasieopfer und Homosexuelle. Man könne keine Opfer erster und zweiter Klasse unterscheiden, stellt sie vehement fest.

Die beiden Verleger wollen dieses Jahr auch das 1905 erstveröffentlichte Werk «Ascona» des Schriftstellers und Revolutionärs Erich Mühsam neu auflegen und als Hörbuch vertonen. Jürgen Weber arbeitet zudem an seinem eigenen literarischen Experiment. Sein sogenanntes Zeit-Reisebuch mit dem Titel «Begegnungen am Tessiner Lago Maggiore» ist teils als historisches Sachbuch, teils als fiktive Erzählung und teils als Reiseführer angelegt. Unter dem Arbeitstitel «Wie klingt die Stille?» ist zudem ein Experimentalfilm mit einer Klanginstallation in Vorbereitung, der der hochalpinen Region, dem kargen und stillen Leben über 1600 Höhenmetern, nachspüren will.

Mit dem Verlag Querwege ist ein wichtiger neuer Veröffentlichungsraum am Bodensee entstanden. Die politisch engagierten Macher Katrin Brüggemann und Jürgen Weber haben sich eine publizistische Nische geschaffen, in der sie neben der erfolgreichen Arbeit ihres Medienunternehmens Schriftbild eigene Ideen und Projekte realisieren können. Mit einer ordentlichen Portion Idealismus ausgestattet, wollen sie Querwege beschreiten, abseits ausgetretener Pfade und den Schnellstrassen des Mainstreams. Querwege können steinig sein und straucheln machen, doch sie bergen auch die Möglichkeit, Querverbindungen und Verknüpfungen zu schaffen.

Hendrik Riemer: Wilhelm von Scholz – Nur ein «Mittläufers?»
Verlag Querwege, Konstanz 2009. Mehr Infos: www.querwege.eu

LITERATOUR mit Florian Vetsch

Freigelegte Ströme.

68 ist längst vorbei, 08 just und schon hörts auf mit dem Jubiläums-Georgel und den rückwärtsgewandten Überreibungen und Unterstellungen. 09 ist da und vergessen alles – wenn da nicht die Bücher wären, die bleiben. «Sternstunden und andere Desaster. 1968 und kein Ende: Texte zum kulturellen Aufbruch der Schweiz» titelt ein Essay-Band von hpg, von Hans Peter Gansner (*1953 in Chur, lebt in Genf), einem authentischen, vielseitigen Vertreter der 68er-Bewegung. In dem bei der Edition Signatur erschienenen Band nützt Gansner die Gelegenheit, die Ströme freizulegen, die zu den Ereignissen von 68 führten, und jene, die darüber hinaus in die Gegenwart und in die Zukunft weisen. Gansner versammelt unter vielen anderen Schlaglichtern aufschluss- und anspielungsreiche Texte zu Gestalten wie Arthur Rimbaud, Rosa Luxemburg, Niklaus Meienberg, Philip Lamantia und zu Phänomenen wie der Theaterkultur, der legendären Stadt Tangier oder der neoklassischen Musik. Dabei geht es ihm um Subjektivität und Sensibilität, um die Freisetzung produktiver Assoziationen, um das Aufdecken subkutaner kultursgeschichtlicher Nervenstränge.

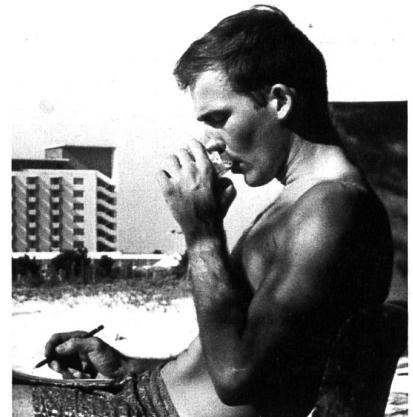
Hans Peter Gansner: Sternstunden und andere Desaster. 1968 und kein Ende: Texte zum kulturellen Aufbruch der Schweiz. Edition Signatur, Dozwil 2008.

Kollektive Utopien.

Auch der anregende Bourdieu-Monat ist vorbei, doch es bleiben Bourdieus Bücher (und das sagenhafte Film-Porträt «Soziologie ist ein Kampfsport» von Pierre Carles, das den grossen Soziologen bei der Arbeit, auf Versammlungen, an Vorträgen, am TV und Radio etc. in seinem ungebrochenen Engagement vorführt, ihn greifbar nah werden lässt und auch von seiner sympathischen Menschlichkeit her – etwa im Gefrotzel mit seiner «diabolischen» Sekretärin – zeigt). Für Einsteigerinnen und Einsteiger eignet sich gewiss der Band «Gegenfeuer»; sein Untertitel «Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberalen Invasion» sagt nicht nur, worum es in dem griffigen Essaybändchen geht, sondern bringt zugleich Bourdieus politisch hochaktuelle Tätigkeit auf den Punkt. Das Vorwort zur deutschen Ausgabe von 1998 schliesst mit einem Abschnitt, in dem klar wird, dass dieser unermüdliche Forscher, Denker und Aktivist nicht nur Kritik zu üben und prekäre Zustände festzustellen wusste, sondern auch Lösungsvorschläge entwickelte, deren Dringlichkeit seit dem Einsetzen der jüngsten Finanzkrise jeder und jedem einleuchten muss: «Es ist höchste Zeit, die Voraussetzungen für den kollektiven Entwurf einer sozialen Utopie zu schaffen, die in gemeinsamen historischen Traditionen und zivilisatorischen Werten wurzelt, und man

sollte dabei nicht aus den Augen verlieren, was diese Traditionen der Existenz eines Staates zu verdanken haben, der als erster zur Förderung und Verteidigung des Gemeinwohls in der Lage ist. Nur einer grenzüberschreitenden sozialen Bewegung aber, deren erste Gehversuche die internationale Solidarität mit den französischen und deutschen Streiks von 1995 und 1996, mit den Arbeitslosenbewegungen oder auch den studentischen Protesten bezeugen, nur einer Öffentlichkeit europäischen Ausmasses und Gewichts also, die ein gemeinsames, grenzüberschreitendes Problembeusstsein jenseits der üblichen Oppositionen und Solidaritäten schafft, wird es schliesslich gelingen, Schritt für Schritt zur Verwirklichung der politischen, rechtlichen und kulturellen Voraussetzungen eines europäischen Sozialstaats beitragen zu können.» Pierre Bourdieu (1930/2002) stellt in diesen zwei Sätzen so viele Bezüge her, dass jede und jeder angeprochen und gemeint ist. Er macht bewusst, wieviel es auch und gerade heute, rund zehn Jahre nach der Niederschrift dieser Sätze, zu tun gibt.

Pierre Bourdieu: Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberalen Invasion. Hrsg. v. Franz Schultheis und Louis Pinto. Universitätsverlag Konstanz, Konstanz 2004.



Big Book.

Hunter S. Thompson entwickelte den Gonzo-Journalismus, seine ganz persönliche Gangart des New Journalism. «Gonzo» heisst denn schlicht der grosszügige, mehrsprachig edierte Bildband bei Ammo Books, der das rasante Leben von Hunter S. Thompson (1937-2005) reich illustriert. Eine wahre Augenweide!

Hunter S. Thompson: Gonzo.
Ammo Books, Los Angeles 2007.

Little Mag.

Die neue «Holunderground» ist da! Mit Fotos von Amsel, Texten von Axel Monte, Cody Maher, Hafis u.a.m. Zu bestellen ist das schon klassisch zu nennende, schön collagierte Little Mag direkt beim Herausgeber Hadayatullah Hübsch / Steinrutsch 7 / D-65931 Frankfurt/M für fünf Euro zuzüglich Porto.

Hadayatullah Hübsch (Hrsg.): Holunderground. Nr. 8.
Frankfurt a. M. Januar 2009.



KATAPULTIERT IN EINE EINSAME VERRÜCKTHEIT

Anka Schmids Filmporät «Isa Hesse-Rabinovitch – Das grosse Spiel Film» spürt dem unkonventionellen Leben der Schweizer Filmkünstlerin und Videopionierin nach. von Esther Quetting

Im Kontext der Ausstellung «Leidenschaft und Widerspruch – Iris und Peter von Roten» im St.Galler Regierungsgebäude erinnert das Kinok an «Zeiten des Aufbruchs» mit einer gleichnamigen Filmreihe. Zu sehen ist unter anderem das neuste Werk von Anka Schmid, die mit ihrer Video-Klang-Installation «Hierig-Heutig» vergangenen Herbst auch am Echos-Festival in der Lokremise präsent war, über die Schweizer Filmerin Isa Hesse-Rabinovitch.

Iris von Roten (1917/1990) und Isa Hesse-Rabinovitch (1917/2003), beides Frauen, die ihrer Zeit weit voraus waren und mit ihren Werken die damalige Norm eines Frauenlebens mutig überschritten. Während die Stärke der gut situierten Iris von Roten, Autorin des feministischen Manifests «Frauen im Laufgitter» von 1958, in ihren Worten und in der Analyse lag, überwog bei Isa Hesse-Rabinovitch das Intuitive, der schöpferische Drang. Ihr wurde die künstlerische Begabung sozusagen in die Wiege gelegt. Der russisch-jüdische Vater war ein berühmter Radierer der antifaschistischen Exilkultur in der Schweiz der zwanziger Jahre, die österreichische Mutter bis zur Geburt der Tochter Schriftstellerin und Malerin. Das Einzelkind profitierte früh vom gesellschaftlichen Umgang seiner Eltern, die 1929 das Bürgerrecht von Zürich erhielten. Nach einem Abstecher an die Kunstgewerbeschule in Zürich und

kurzen Studien an den Kunsthochschulen in Wien und Graz zog es Isa zum Praktischen. Sie begann in den dreissiger Jahren als Illustratorin zu arbeiten, unter anderem für die «Weltwoche» und die «Annabelle», und sicherte sich so ihre finanzielle Unabhängigkeit. Auch als sie 1941 Hermann Hesses Sohn Heiner heiratete und kurz nacheinander ihre ersten zwei Kinder zur Welt brachte, blieb sie berufstätig. Ende der vierziger Jahre ging sie als Reporterin erst mit dem Skizzenblock, später mit dem Fotoapparat auf Reisen. Ihre Fotoreportagen fanden grossen Anklang. Als Fünzigjährige entdeckte sie für sich das bewegte Bild, sie begann zu filmen. Wie kaum eine andere Schweizer Künstlerin ihrer Generation verfolgte Isa Hesse-Rabinovitch unerschrocken und produktiv ihren Weg.

Einsame Verrücktheit

Anka Schmids Annäherung an diese ausdrucksstarke, multitalentierte Persönlichkeit ist vielschichtig und formal kunstvoll. Lange Filmausschnitte aus Hesse-Rabinovitchs Werk ermöglichen ein Eintauchen in die poetische Welt der Avantgardistin. Die Erinnerungen der Weggefährtinnen – darunter Julie Nero, die Protagonistin aus dem Film «Julie from Ohio» (1977/78), die Kamerafrau und Fotografin Deidi von Schaewen und der Videoproduzent Vital Hauser – vermitteln ein lebendiges Bild der Filmerin.

Schmid zeigt auch die gesellschaftliche Dimension des Künstlerinnenlebens. In der männerdominierten Filmszene fand Isa Hesse-Rabinovitch wenig Beachtung. Umso bedeutender war für sie die Entstehung der Frauenfilmfestivals in den siebziger Jahren. Dort erhielt sie erstmals Anerkennung, traf auf Gleichgesinnte und knüpfte ihr Netzwerk. 1982 eröffnete sie mit «Siren-Eiland» das neue Kino im New Yorker Museum of Modern Art – der Film er-

Isa Hesse-Rabinovitch bei den Dreharbeiten mit der Kamerafrau Deidi von Schaewen. Bild: pd

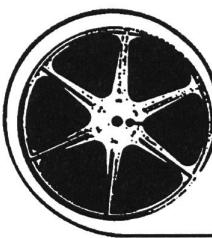
langte Kultstatus. International bald eine gefeierte Künstlerin, blieb sie in der Schweiz weiterhin kaum beachtet.

Als beinahe Siebzigjährige begann Isa Hesse-Rabinovitch, nicht zuletzt aus Kostengründen – ihr unkonventioneller Arbeitsstil kam bei den Fördergremien schlecht an – mit Video zu experimentieren, noch bevor Künstlerinnen wie Pipilotti Rist sich dieses neuen Mediums bedienten. «Es ist wie immer schwierig, wenn man Neues im Sinn hat. Man klappt sich in eine einsame Verrücktheit, wenn man die Bahn des absatzfördernden Geschmacks verlässt», erwiderte Isa Hesse auf die ersten ablehnenden Reaktionen auf ihre Videoarbeiten. Bis zu ihrem Tod bewahrte sich Isa Hesse-Rabinovitch ihre Kompromisslosigkeit und die Kontrolle über ihre Arbeit.

Technische Neugierde

Zwischen Anka Schmids Schaffen und der von ihr Porträtierten lassen sich so einige Parallelen ausmachen: Da ist die Experimentierfreude und die Lust an formellen Spielereien. Die expressive Gestaltung von Ton und Musik. Und auch die Neugier für die Technik und das damit verbundene Erproben technischer Möglichkeiten. Hesse-Rabinovitch arbeitete mit einem kleinen, kreativen Team, das ihr viel Spontaneität und Flexibilität erlaubte. Schmid spricht ihrerseits von ihrem Clan. Anka Schmids Künstlerinnenporträt ist nicht zuletzt auch ein wichtiger und wertvoller Beitrag zur (Schweizer) Frauenfilmgeschichte.

Kinok St.Gallen. Genaue Spieldaten siehe Veranstaltungskalender.



von DER ROLLE

von David Wegmüller

DER TRÜG SCHEINT.

In den letzten Jahren habe ich mir angewöhnt, jeweils im Februar kurz nach Berlin zu fahren. Nach Cannes ist die Berlinale das wichtigste Filmfestival in Europa. Personell schlägt sich dies in der Präsenz von zahlreichen Filmstars nieder. Diese haben als «Pièce de résistance» jeweils den rund vierzig Meter langen roten Teppich zwischen dem Hotel Hyatt und dem Berlinale-Palast zu bewältigen – in Frack und Abendkleid, bei rund null Grad Celsius. Den Effort, auch nur eine dieser Filmdiven live zu sehen, bezahlte ich letztes Jahr teuer, als ich mit einer Kollegin über eine Stunde auf Penélope Cruz wartete (wie sich herausstellte, nur, damit sie ihrem Freund ein MMS schicken konnte). Tags darauf lag ich mit einer Lungenentzündung in unserer Wohnung und siechte dort eine Woche lang vor mich hin, ohne am Schluss auch nur einen einzigen Film gesehen zu haben.

Logisch, dass mich bei der diesjährigen Ankunft in der (gleichen) Wohnung ein leicht bedrohliches Gefühl beschlich. Es hingen noch dieselben Poster, zu welchen ich vor genau einem Jahr facettenreich halluziniert hatte: eines zu einer Fotoausstellung mit einer üppigen schwarzen Frau, ein anderes von Pipilotti Rist mit dem Titel «Remake of a Weekend» oder eben dieses fürchterliche Bild mit den zwei Typen drauf, wovon einem der Brustkorb brennt. Darunter steht in grossen Buchstaben: «Der Trüg scheint.» Wie konnte ich diese Zeichen im letzten Jahr nur übersehen haben? Ich beschloss also, dass ich trotz seriöser feinstofflicher Vorbereitung (Strath, Echinaforce, Berocca) in diesem Jahr nicht über die Stränge schlagen und stattdessen so viele Filme wie möglich ansehen würde.

Aus beruflicher Gewissenhaftigkeit stieg ich mit den zwei halbwegs schweizerischen Filmen ein, die es ins Programm geschafft hatten: «Soundless Wind Chime» von Kit Hung und «Winterstille» von Sonja Wyss. Während der erste in umständlicher Form von einer schweizerisch-chinesischen Schwulenliebe erzählt, geht es im zweiten um vier häkelnde Schwestern, die irgendwo in den Bergen von ihrer streng katholischen Mutter bewacht, aber doch eines nachts von einer Horde Jäger überwältigt werden. Höhepunkt der Geschichte ist schliesslich die Abtreibung eines in jener Nacht gezeugten Kindes: Über einer Käseraffel hobelt die Mutter eine Marienstatue und verabreicht der sündigen Tochter das Wasser aufgelöste Pulver.

Nach so viel Kopflastigkeit wollte ich mir noch etwas Gutes tun und einen Hollywood-Film anschauen. Mit «Happy Tears» schlitterte ich aber direkt in die nächste Schwesternneurose: Jayne (Parker Posey) und Laura (Demi Moore mit Zöpfchen) wollen ihren dementen Vater in ein Heim bringen. Dieser aber bläst mit einer cracksüchtigen «Krankenschwester», einem Bagger und vielen Bierdosen zur Gegenoffensive. Als ich später nach Hause fuhr, sah ich auf dem Bildschirm in der U-Bahn, wie Demi Moore im Berliner Schneeregen gerade über den roten Teppich schritt. Irgendwie kam sie mir älter und verkrampter vor als im Film. Aber vielleicht trog der Schein auch.



Still aus «Winterstille». Bild: pd

ZEITEN DES AUFBRUCHS

Im Rahmen der Filmreihe «Zeiten des Aufbruchs» zeigt das Kinok im März auch «*Cinéjournal au féminin*» (1979/80). Die beiden Autorinnen Lucienne Lanaz und Anne Cuneo ergründen die Präsenz von Frauen im «Cinéjournal», den Schweizer Filmwochenschauen. Die Wochenschauen, zu Beginn des zweiten Weltkriegs entstanden, sollten «als Mittel der geistigen Landesverteidigung» über das Geschehen im eigenen Land berichten. Wie waren die Frauen vertreten? Wer zeigte sie, wie und warum? «Cinéjournal au féminin» ist eine engagierte, filmische Auseinandersetzung über das Bild der Frau zu Beginn der elektronischen Medien.

Der Film «*Eine andere Geschichte*» (1993) verbildlicht, aus welchen gesellschaftlichen Zusammenhängen heraus Frauen verschiedener Schichten politisch aktiv wurden. Über dokumentierte Aktionen in der Zeitspanne von 1910 bis zum nationalen Frauenstreiktag 1991 wird sichtbar, mit welchen Ausdrucksweisen sich Frauen immer wieder in die Schweizer Politik eingemischt haben. Die Filmemacherin Tula Roy setzt die nationalen Ereignisse auch in Verbindung zum weltpolitischen Geschehen.

Ausserdem ergänzen drei Kurzfilme von Isa Hesse-Rabinovitch Anka Schmids Film «*Isa Hesse-Rabinovitch – Das grosse Spiel Film*» und laden zum Neu- oder Wiederentdecken der Porträtierten ein. [eq]



Bild: Beat Schweizer

GEFANGEN IM KOPFKNAST

Der Schaffhauser Andri Beyeler schreibt auf Schweizerdeutsch und gehört zu den meistgespielten Dramatikern im deutschsprachigen Raum. Sein neustes Stück «Mondscheiner» liest sich wie ein Songtext für die Bühne und wird am Theater am Kirchplatz in Schaan uraufgeführt. von Flori Gugger

*De Tood hockt im Abfallchübel
weiss i
aber bliibt hocke dött
gsehn i
won i dra vorbij lauf
luegt er nid emol use.
«Der Andere» in «Mondscheiner»)*

Ein bisschen nervös ist Andri Beyeler. Noch nie hat er so lange an einem Stück gearbeitet wie an «Mondscheiner». Etwa vier Jahre seien es gewesen, mit Unterbrüchen, sagt der Schaffhauser. Die Idee zum Stück gab ihm Friedrich Gläuser. In der Spielzeit 2002/2003 war Andri Beyeler Hausautor am Nationaltheater Mannheim, wo er auf eine Episode aus der Biografie des Schweizer Schriftstellers stiess. Nachdem Gläusers Plan, in Paris als freier Schriftsteller Fuß zu fassen, gescheitert war, reiste er 1932 mittellos zu seinem Vater nach Mannheim, wo er bereits nach kurzer Zeit wegen Rezeptfälschung verhaftet und wieder ausgewiesen wurde. «In diese Situation zu geraten – als gestrauchelter Sohn nach Jahren wieder bei seinem Vater aufzutauen und um Asyl zu bitten –, ist nicht gerade das Angenehmste, was einem passieren kann», meint Beyeler. «Diese Episode hatte ich im Hinterkopf, als ich mit dem Stück begann.» Es sei allerdings von

Anfang an klar gewesen, dass er kein Stück über Gläuser schreiben wollte. Und auch bei der reinen Vater-Sohn-Geschichte ist es nicht geblieben.

Kneipengeflüster

«Mondscheiner» handelt von drei Menschen, deren Wege sich in einer Kneipe kreuzen. «Er» kommt spät nachts mit dem letzten Zug an, in der Absicht, seinen Vater zu besuchen. Er scheut sich vor dem Wiedersehen und flüchtet in die Kneipe. «Der Andere» sitzt zu Hause in seiner Küche und trödelt vor sich hin. Aber war da nicht ein Treffen vereinbart? In der Kneipe findet er einen freien Tisch, bestellt zwei Becher Dunkles und wartet. Auf wen eigentlich? Zwischen den Kneipenhockern dreht «Die Eine» ihre Runden, kelnert, wischt die Tische ab und lässt lange auf sich warten. Alle drei beobachten und kommentieren das Treiben in der Kneipe – jeder für sich allein. Alle drei sind gefangen im Korsett ihrer feinen Beobachtungsgabe und bleiben selbst dann tatenlose Voyeure, als sich die Kneipe in ein Schlachtfeld verwandelt. Und doch sind sie sich emotional sehr nah, wenn sich ihre Gedankenfolgen unverhofft kreuzen.

Gekonnt verschachtelt Andri Beyeler die Monologe ineinander – Dialoge gibt es keine – und unterstreicht mit diesem Kunstgriff die Unnahbarkeit

der Figuren. «Es ist auch ein Stück über Menschen, denen es schwer fällt, mit den Leuten um sich herum in Dialog zu treten. Die Figuren sitzen im Kopfknast fest.» Die drei Protagonisten tun sich schwer mit der Realität und flüchten deshalb immer wieder in den Konjunktiv. «Weil das Hier und Jetzt nicht wirklich das ihre ist, malen sie sich aus, was passierte, wenn die Realität einen anderen Verlauf nähme.» Er verknüpft die Realitätsebene in der Kneipe mit einer weiteren Ebene aus Erinnerungspartikeln und Gedankenströmen, die sich in den Köpfen der Figuren abspielen. Das verleiht dem Stück eine zuträgliche Frische.

Bernhard, Horváth und Kane

In den Monologen steckt eine Kraft, die sich erst richtig entfaltet, wenn man sie laut vorliest. Ohne Punkt und Komma, nur durch Zeilenumbrüche strukturiert, liest sich «Mondscheiner» wie ein Songtext für die Bühne, eine feine Ballade, geprägt von einem steten Unterton der Melancholie. Auf leise Strophen folgen eingängige Refrains, in welchen sich die Figuren in einen masslosen Redeschwall hineinstiegen. Gezielt gesetzte Wiederholungen verleihen dem Text eine hohe Musikalität und einen unüberhörbaren Rhythmus. Überhaupt die Musik: Beyeler hat den beiden Akten zwei Songzitate von

THEATERLAND

Bild: Lukas Beck



FISCHER, VÖGEL, UNGUSTL.

Es ist so eine Sache mit dem Humor und dem Kabarett. Seit zehn Jahren steuern die **Appenzeller Kabarett-Tage** ihr Schiff geschickt und manchmal haarscharf an den Blödel-Comedy-Klippen vorbei. Grosse Namen haben sich in jenen Tagen jeweils die Klinke in die Hand gegeben: Gerhard Polt, Alf Poier, Alfred Dorfer, Ursus & Nadeschkin, Franz Hohler oder Georg Schramm. Jahr für Jahr wurden mit dem Kleinkunstpreis «de goldig biberflade» noch unbekannte Kabarettisten gefördert.

Heuer erstreckt sich das Festival erstmals über vier Tage. Den Anfang

macht Ottfried Fischer: In «Wo meine Sonne scheint» gibt er den Heimat-schutzgesetzbeauftragten mit dem Schwerpunkt «originäre heimatische Ausdrucksformen». Stefan Vögel tritt mit seinem ersten Stand-Up-Comedy-Programm «Vogelfrei» auf. Und endlich haben die beiden Organisatoren Simon Enzler, seines Zeichens selbst Kabarettist, und Marcel Walker es geschafft, den wohl berühmtesten Kabarettisten Österreichs nach Appenzell zu locken. In «Hader muss weg» wechselt Joseph Hader (Bild) virtuos zwischen sieben Charakteren und legt sich selbst gleich als ersten um. Der Anfang, grandios gespielt, zeigt den wahren Hader. Hader das Oaschloch. Hader der Ungustl. «In dem Programm kommen vor: eine nachtschwarze Vorstadtstrasse voller Gebrauchtwagenhändler, eine heruntergekommene Tankstelle, ein grindiges Lokal, ein Kuvert mit 10'000 Euro, eine Schusswaffe und circa sieben verpfuschte Leben», sagt Hader. «Nicht vorkommen werden Prominente und Bundeskanzler. Es wird also wieder total unpolitisch.»

Anstelle einer Preisverleihung treten am letzten Tag unter dem Titel «biberfladen retro» ausgewählte Künstlerinnen und Preisträger der vergangenen neun Jahre auf: Esther Schaudt, Mammutjäger, Heinz de Specht, Annette Corti und der grossartige Berner Dichter Pedro Lenz. (nol)

Gringel Appenzell. 25. bis 28. März, jeweils 20 Uhr. Mehr Infos: www.kabarett-tage.ch



Bild: pd

KABUL REVISITED.

Eine Malerin kehrt aus der kriegsversehrten Stadt K. nach Hause zurück. Sie sah Armut, Zerstörung und Grausamkeiten, die sich nicht darstellen lassen. Wohin mit dem Schmerz, der Verzweiflung, dem Bewusstsein über die eigene Privilegiertheit? Kann man sich mit den Mitteln der Kunst dem menschlichen Leid noch nähern? Was vermag die Kunst überhaupt zu bewirken? Diesen Fragen stellt sich die Malerin im Stück **«Land ohne Worte»**. Geschrieben hat den eindrücklich beklemmenden Monolog die deutsche Theaterautorin Dea Loher nach ihrer eigenen Afghanistan-Reise im Jahr 2005. Dea Loher wird von der «Süddeutschen Zeitung» als «die letzte oder vielleicht erste politische Autorin unserer Zeit» bezeichnet. Das See-Burgtheater inszeniert das gefeierte Stück unter der Regie von Leopold Huber mit Astrid Keller in der Rolle der Malerin. (nol)

Kunstraum Kreuzlingen. 5. / 6. / 7. / 12. / 13. / 14. März. **Kulturzentrum am Münster Konstanz.** 19. / 20. / 21. März. Jeweils 20 Uhr. Mehr Infos: www.see-burgtheater.ch

The Velvet Underground vorangestellt: «I'm waiting for the man» und «And the blood is in my head.» Hat ihn Lou Reed zum Schreiben angetrieben? Beyeler verneint: «Ich höre oft Musik beim Schreiben, auch The Velvet Underground. Aber die beiden Zitate habe ich verwendet, weil sie inhaltlich gut zum Stück passen.»

Ein weiterer Songtext bildet den Titel für ein anderes Stück von Andri Beyeler: «The killer in me is the killer in you my love» der Smashing Pumpkins. Mit dem Jugendstück über einen Sommer im Freibad, die erste Liebe und die erste Zigarette wurde Beyeler 2002 an die Autorentage des Hamburger Thalia-Theaters eingeladen und mit dem Deutschen Jugendtheaterpreis 2004 ausgezeichnet. Auch hier verwendet Andri Beyeler die Monologstruktur, was ihm damals den Vergleich mit dem österreichischen Übertreibungskünstler Thomas Bernhard eingebracht hat. «Das hat mich ein wenig erstaunt», meint Beyeler rückblickend, «weil ich zu diesem Zeitpunkt noch keine Zeile Thomas Bernhard gelesen hatte.» Inzwischen hat er Bernhard gelesen und durchaus Gefallen an ihm gefunden. Als Dramatiker beeinflusst haben ihn aber eher Ödön von Horváth mit seinem Gespür für das Unsagbare und die englische Theaterautorin Sarah Kane, die schon früh mit monologischen Textformen experimentiert hat.

Ertragreiche Kuh

Erste Theatererfahrung hat Andri Beyeler, 1976 in Schaffhausen geboren, beim Jugendclub des Momoll-Theaters als Darsteller gesammelt. Bald folgte für den Jugendclub ein Stückauftrag in Schweizerdeutsch – seitdem ist er bei der Mundart geblieben, auch für «Mondscheiner». «Ich habe gemerkt, dass ich auf Schweizerdeutsch genauer sein kann», sagt Andri Beyeler dazu. «Zudem gibt es in Schaffhausen keine so übermächtige Mundarttradition wie beispielsweise in Bern. In so einer Art Nische fühle ich mich recht wohl.» Neben den Übertragungen ins Deutsche wurden seine Stücke unter anderem auf Englisch, Spanisch, Holländisch, Slowenisch und Estnisch übersetzt.

Beyelers bisher erfolgreichstes Stück ist «Die Kuh Rosmarie», ein Kinderstück über eine immer nörgelnde Kuh, welche die Idylle auf dem Bauernhof ins Wanken bringt. Seit der Uraufführung 2002 wurde das Stück weltweit über fünfzig Mal nachinszeniert und auch als Oper vertont. Unter anderem dank des Erfolgs der «Kuh» kann Beyeler heute vom Schreiben leben, was in der Schweiz nur einer Handvoll Gegenwartsdramatikern gelingt.

«Mondscheiner». Mittwoch, 4. März (Vorpremiere), Donnerstag, 5. März, jeweils 20.09 Uhr, Theater am Kirchplatz Schaan. Mehr Infos: www.tak.li

KLÄNGE IM TEXTFLUSS

Im Pfalzkeller St.Gallen wird Alfons Zwicker's neuer Liederzyklus «Dem heiligsten Stern über mir» aufgeführt. Eine Annäherung an den Komponisten und sein Werk. von Charles Uzor

sich Zwicker früh das abendländische Opernwerk ein. Ihn fasziniere die massenhafte Gefühlsbewegung der Oper, die Story als Civilisationsprozess, das Unbekannte als Fatum psychologischer und ökonomischer Kräfte. Ergebnis dieser Beschäftigung sind die Opern «Die Höllenmaschine» nach Cocteau, «Der Tod und das Mädchen» nach Dorfmann/Fuchs, sowie ein «Triptychon» nach Nelly Sachs.

Hebräisches Nachtgebet

In Zwicker's Liederzyklen wird ein stilleres, wenn auch nicht minder heftiges Drama ausgelotet. Ein Dutzend solcher Zyklen nach Trakl, Kopf, Heck, Eich, Sachs, Beckett und Meienberg/Vetsch hat er komponiert. «Dem heiligsten Stern über mir» ist sein jüngstes Werk. Der Zyklus vereint fünf Gedichte von Else Lasker-Schüler an ihre verstorbene Mutter. Die Erfahrung mit Tod und Verlust wird durch ein hebräisches Nachtgebet ergänzt.

Wie entsteht solche Musik? Wie formen sich konkrete Töne aus der Inkubation geträumter Bilder? Bei Zwicker war eine Metapher aus dem vierten Gedicht von Lasker-Schüler Auslöser, ein hebräisches Nachtgebet zwischen die Gedichte einzuflechten: «In den Sprachen beten / die wie Harfen eingeschnitten sind». Das Nachtgebet wird dann im vierten Lied vollständig gesungen und gesprochen, wobei das Klavier, von innen traktiert, die mystischen Harfen nachahmt. Der klassische Klavierton

Wie ein Bergfuchs pirscht sich der St.Galler Komponist Alfons Zwicker an den Nischenplatz eines Cafés. In einem Satz breiten sich Thematik seines neuen Werkes wie auch tief verinnerlichte biografische Momente aus. In seinen Davoser Jugendjahren habe er samstagelang die Zeremonien im jüdischen Heil- und Erholungszentrum Etania bewundert. Zwicker's Vorliebe für jüdische Autoren trifft vielleicht auf gemeinsame Lebensbilder und Erinnerungen – Aneignungen, die Zwicker in seinem künstlerischen Ausdruck und in Klängen verarbeitet. Vermutlich ist Religion dann stark, wenn sie durch persönliche Erfahrungen den konfessionellen Rahmen verlässt.

Seine Kompositionen erhalten auch Impulse aus Literatur und Malerei. Das Vokale ist nach dem Studium bei Bärtschi (Klavier/Liedbegleitung) sowie Kelterborn und Denisssov (Komposition) bestimmd. Als leidenschaftlicher Operngänger verleiht

Alfons Zwicker schreibt an seiner exakten Partitur. Bild: pd

verschwindet beinahe und weicht inmitten der Stille des Gebets einer Gestik, vielleicht einem Stammeln.

Zwicker räumt ein, dass an dieser Stelle – und nur an dieser – einige Passagen verändert wurden. Die Bewegung im Innern des Klaviers, das Suchen nach dem Geräusch-Ausdruck würden der meditativen Stille nicht widersprechen. Zwicker spricht von einem «symbolischen Tausch». Meint er die Schwelle von Leben zu Tod, das Leben nach dem Tod, Leben trotz Tod?

Und die Töne? Fast scheint es, als würden Zwickers Töne einem Spiel nach ihren eigenen Gesetzmäßigkeiten folgen, als würde er diesen gleichsam schwebenden Vier-, Fünf- und Sechstongruppen fasziniert zuschauen, zuhören. Eine minutiöse, akribische Partitur, in der besonders der Klavierpart exakt notiert ist. Immer wieder erscheint das Wort «gedämpft». Der Rhythmus ist fließend, über zehn Taktwechsel pro Partiturseite, kleine Noten, die, ornamental frei zwischen den Pulsschlängen, den Rhythmus schaukeln. Musik, die aus sich selbst entsteht, aus Permutationen harmonischer Felder, Klänge im kontinuierlichen Textfluss, eine Dramatik, die aus dem «Textumbruch», aus innerem Kampf, Klage und Katharsis erwächst.

Sorgfalt und Intensität

Wie heilig sind religiöse Texte? Darf man als Nichtjude und des Hebräischen nicht Mächtiger ein jüdisches Nachtgebet vertonen? Zwicker hat sich intensiv mit dieser Frage und mit der Sache selbst beschäftigt und sich auch von seiner hebräisch-kundigen Partnerin beraten lassen. Die Altistin Ulrike Andersen und ihren Begleiter Hans Adolfsen kennt Zwicker aus langjähriger Zusammenarbeit. Die Lieder sind auf Andersens tiefe Stimme zugeschnitten. Sie proben auch das rein Sprachliche, das Gestische und Mimische. In Peter Schwagmeier, Professor für Hebraistik an der Universität Zürich, hat Zwicker einen Gesprächspartner und Dozenten gefunden. Über den Inhalt des Gebets, über die Aussprache der Phoneme hat er Wesentliches gelernt, Dutzende Tonbänder asiatischer und afrikanischer Gebetsversionen hat er verglichen.

Sorgfalt, Ehrlichkeit und Intensität der Auseinandersetzung, auch das persönliche Gefühl mit Herabgebrachtem, machten die Qualität des Werkes aus. So entstehen aus musikalischer Logik Aktionen im Flügelinnern, abgestoppte Saiten, Flagolets, stumme Griffe, Nachklangeffekte, Tastengeräusche – Musik, die ein vorurteilsloses Hören bedingt, weg von starren Erwartungshaltungen, hin zu dem, was die Klänge mit einem tun. Die Gedichte und das Nachtgebet werden vom Hörer gleichsam mitgesprochen, das halbstündige Ritual wird zum Exerzitium. «Schön» muss solche Musik nicht sein. Sie bewegt einen zu anderen Räumen hin.

Am Ende des intensiven Gesprächs bleibt das Gefühl, einige Impulse, einen möglichen Grund für dieses Werk erkannt zu haben. Vieles ist noch ausgespart und unverstanden oder harrt einer klanglichen Erfüllung. Wie zum Beispiel diese kryptischen Sätze des Komponisten: «Ich ahne den radikalen Bruch mit dem gängigen Denken, in dem selbst das «Moderne» verhaftet ist. Diesen Bruch zu vollziehen, ist, wie mitten in einer Felswand zu stecken und gleich mehrere Schlüsselstellen vor sich zu haben.»

Pfalzkeller St.Gallen. Sonntag, 8. März, 17 Uhr.

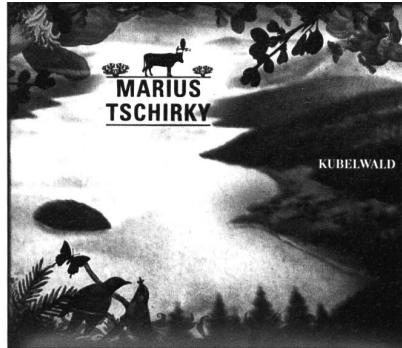


Bild:pd



Cover: Sascha Tittmann

PLAY

BESINNLICHES SOLO.

Die Erleichterung leuchtet in **Marius Tschirkys** Gesicht, als er sich auf die Eckbank fallen lässt und seine Platte «Kubelwald» entgegenstreckt. Mit seiner Kinderband Marius und die Jagdkapelle läuft bärig. Nur seine Popband Swedish wollte nie wirklich anrollen. Tschirky schreibt: «Sein eigenes Ding zu machen ist nicht so einfach, wie man denkt. Es reicht am Ende dann doch nicht, coole Klamotten anzuziehen und eine Sonnenbrille.» Darum packte er Zither und alte Geschichten seiner Grossmutter ein, und fuhr ins Gasthaus Grünenwald nach Engelberg, dem Basislager von Jolly and the Flytrap. Dort nahm er mit befreundeten Musikern und Jodlern «Kubelwald» auf. Neben Tschirkys Grosi steuerten auch Steff Signer ein Textfragment und Tim Krohn gleich drei Texte bei. Diese Zusammenarbeit gipfelte in Hymnen wie «Wer bin ich» und Balladen wie «Blaui Stund»: «Im Stübl unne / Verzellt de Kurt / Bim fügte Kafi Schnaps / Vom Stierchalb Max, wo briegget het». Am Ende bringt sich das Kalb aus Liebeskummer um, wirft sich das Tobel hinunter. Tschirkys Platte verbindet Pop und Volksmusik auf melancholische Weise. Wirklich schade nur, dass ein englischer («Wolfriver») und hochdeutscher («Das Leben meint es gut») Song nicht so ganz zur geschaffenen Atmosphäre passen. (js)

«Kubelwald» ist Anfang April im Handel erhältlich und kann vorher hier bestellt werden: www.mariustschirky.ch

WILDES DEBÜT.

Musik wie ein knallbunter Zeichentrickfilm. Vielleicht ist es schon ein bisschen einfach, immer die Comicmetapher hinter dem Ofen hervorzuholen, wenn Zeichner und Grafiker Sascha Tittmann etwas anpackt. Andererseits liegt es aber auch auf der Hand, dass sich Vorlieben für formale Spielereien überall einschleichen. Angefangen haben **Herr Bitter** vor zwei Jahren eher beatlastig, die Songs liebäugelten mit dem in Vergessenheit geratenen Trip-Hop. Mittlerweile hat sich aber der knorrige Gitarrensound von Sänger Sascha Tittmann in den Vordergrund gedrängt, und Verspieltheit hat sich breit gemacht. Der formidable Jazz-Trommler Jan Geiger und Bassist Tom Peruzzetto halten geradeaus und der jüngste der Bande, Beni Müller, scrachte und macht merkwürdige elektronische Töne, als hätte er das gesamte Sortiment von Korg verschluckt. Der Eröffnungssong von Herr Bitters Debüt «Some People» beginnt mit Stöhnen und Seufzern, als ob Popeye und Homer Simpson Zoff hätten. Tittmann brüllt und knorzt in sein verzerrtes Mikrofon. Eine Freude. Es scheint sich wieder eine St.Galler Rockband herangeschlichen zu haben, die etwas ausprobiert, Referenzen aus Post-Punk und P-Funk wild mischt. (js)

CD bestellen und mehr Infos: www.herrbitter.ch

REWIND

ERFOLGREICHER NORDEN.

Am ersten Februarwochenende war in St.Gallen einiges los. Die Leute waren bis ins Morgengrauen unterwegs, der Schnee passte perfekt zum Anlass: Das **Nordklangfestival** zog die Musikliebhaberinnen und -liebhaber in seinen Bann.

Im Palace traten Lift auf, die waren zwar eher «na ja». Die beiden Frauen tanzten während des ganzen Konzerts um ihren Sampler. Im Stile von «elitärer Electro-Kunst». Ziemlich keck dagegen waren Hufdis Huld und deren gleichnamige Frontfrau mit wasserstoffblondem Fransenschliff und einer koketten Stimme. Sie brachte das Publikum zwischen den Songs zum Lachen – wie eine isländische Lily Allen. In der Kellerbühne trat Annika Aakjaers aus Dänemark auf und versprühte wie Hufdis

Huld schwarzen Humor in ihren Ansagen zwischen den Songs. Annika Aakjaers spielte mit Charme, allerdings blieb die Musik auf der Singer-Songwriter-Schiene ziemlich soft. Dabei klingt auf ihrer Myspace-Seite doch alles viel rockiger und fetter.

Überzeugend waren Vincent van Go Go, die ziemlich aus der Reihe tanzten, da sie sich nicht im geringsten darum kümmerten, das Klischee nordischer Musik zu erfüllen. Die Musik war warm, bewegte sich zwischen Ragga und Funk, Ska und Dancehall. Die Grabinhalle dampfte und wurde zur Sauna. Kurz vor Konzertende bin ich raus in den Schnee gerannt.

Milos Mihajlovic

St.Gallen. 7./8. Februar. Mehr Infos: www.nordklang.ch

LIMON

Das Mittelmeer ist ein Meer der unendlichen Vielfalt.
Es ist das Meer der Leuchttürme, der Muscheln, der
Sirenen und der verträumten Inseln...

MEDITERRAN ESSEN & TRINKEN BEI MAHMUT



Restaurant Limon, Linsebühlstrasse 32, 9000 St. Gallen, Tel 071 222 9 555, mittelmeer@limon.ch, www.limon.ch
Öffnungszeiten: Montag - Donnerstag 09.00 - 24.00 - Freitag - Samstag 09.00 - 01.00, Sonntag Ruhetag

Gemeinsam durchs Leben gehen:
**UBS Family, die neue Banklösung
für Familien und Paare.**

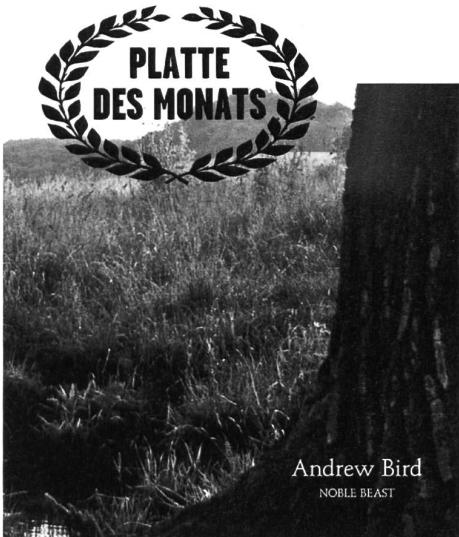


www.ubs.com/family

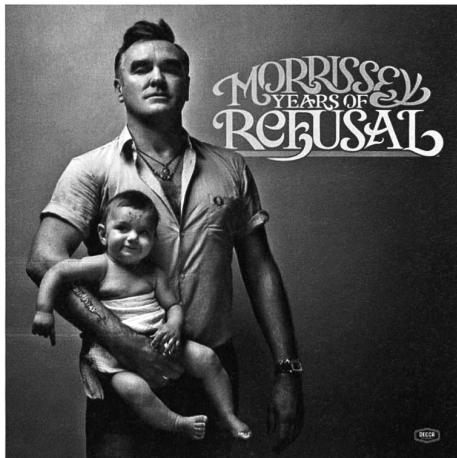
You & Us

 UBS

© UBS 2008. Alle Rechte vorbehalten.



ANDREW BIRD. «Multi-Instrumentalist» und «Kritikerliebling» klingen als Auszeichnungen für einen Musiker auf den ersten Blick nicht übel. Doch für jemanden wie Andrew Bird, der seit dreizehn Jahren regelmäßig exzellente Alben auf den Markt bringt, sind diese Attribute beinahe beleidigend. Oder eine Unterstellung. In der Literatur nennt man Typen wie Bird «Schriftsteller für die Schriftsteller». Doch Schwamm drüber: Die «Platte des Monats» wird ihm ebenso wenig nützen wie alle Rezensenten, die sich einmal mehr gegenseitig mit Lobhudeleien überbieten. Andrew Bird wird naturgemäß auch mit seinem achten Album «Noble Beast» (Irascible) ein Insider-Tipp bleiben. War «Armchair Apocrypha» vor zwei Jahren schon eine kleine Offenbarung, geht das neue Opus einen Schritt weiter. Bird konzentriert seine Energien bewusster auf den (Höhe-)Punkt hin und zitiert stilsicher aus der musikalischen Historie. Gleichermassen begnadet wie besessen spielt er Violine und singt dazu mal wie ein Soulman und mal wie ein Blues- oder Roots-Rocker. In seinen Songs stecken so viel emotionale Nähe und subtile Kraft, dass es einem Schauer über den Rücken jagt. Doch Selbstentblössung bis ins Mark ist dem Mann aus Chicago fremd. Eher versteckt er sich hinter surreal-romantischen Liebesliedern und einer feinen Ironie. In den emphatischen Momenten, wenn Birds Stimme mit den fiebrigsten Streichern wetteifert, meint man eine beschwingtere Version von Jeff Buckley zu vernehmen. Die Sprache der Melancholie findet in den vierzehn Songs meistens ihre angemessene Tiefe. In dieser Beziehung nimmt es Bird auch mit einem Rufus Wainwright auf. Treu geblieben ist sich der Sänger in seinem betörenden Stilmix aus Folk, Jazz, Pop und Swing, seinem schwerelosen, munteren Pfeifen und in seiner extrem verspielten, irrealen Lyrik. Also ein weiterer Künstler, der uns nichts Neues zu erzählen hat? (Was heisst hier schon «neu»?) – Vielleicht ja. Aber hört ihm um Gottes Willen trotzdem zu!



MORRISSEY. Beinahe hätten wir ihn vergessen: Moz, Steven Patrick Morrissey, den Oscar-Wilde-Verehrer und The-Smiths-Helden aus Manchester. Beinahe hätten wir nicht mehr an den zölibitären Dandy, radikalen Vegetarier und scharmvollen Zyniker gedacht. Verloren den verletzbaren Giftspritzen, der sein Aussenseitertum stets wortgewandt zu verteidigen verstand, aus den Augen. Grad sahen wir ihn vor dem geistigen Auge noch ausgeglichen und glücklich mit der Vespa durch die engen Gassen der ewigen Stadt rattern («Ringleader Of the Tormentor» erschien 2006 in Rom). Und beinahe hätten wir aufgehört, auf eine neue Platte des genialischen Grenzgängers zu warten. Da erscheint mit «Years of Refusal» (Universal) ein weiteres Lebenszeichen von Morrissey, der Maschinengewehr und Geige in die Ecke gestellt hat und jetzt ein Kind auf dem Arm trägt. Sein Kind? Und was will er uns damit nur wieder sagen? Dies wird wohl immer Geheimnis bleiben, nicht aber die zwölf neuen Songs, die an prominenter Textstelle wie gewohnt eine klare Sprache sprechen: «Life is nothing much to lose / It's just so lonely here without you / Mama». Als hätte Moz seine dreijährige Studioabstinenz nur mit Ach und Krach überstanden, lässt er es zu Beginn («Something Is Squeezing My Skull») grad ordentlich rocken. Und findet erst mit der wundervollen, weltumarmenden Single «I'm Throwing My Arms Around Paris» wieder zu versöhnlicheren Tönen. Erinnerungen an The Smiths werden wach, an die Band schlechthin, die im Musikbiz der achtziger Jahre ein glissender Lichtstrahl in relativer Umnachtung war. Die Linderung brachte vom hohen, synthetischen Mainstream in Funk und Fernsehen, der in unserer Zeit mehr grasiert als je zuvor. Doch schnell kehrt Morrissey wieder zu seinen Themen zurück und lässt dem Füllhorn an Aphorismen freien Lauf: «You're gonna miss me when I'm gone». Wie wahr, Obermotzer! Wird es uns nach diesen «Jahren der Ablehnung» auch so ergehen? Klar, «Years of Refusal» darf man so ungehemmt lieben wie (fast) alles vom Meister. Wenn dieses Mal allerdings ein kleiner Wermutstropfen kleben bleibt: Die Homogenität der Songs funktionierte früher schon zwingender. Eine Platte wie «You Are the Quarry» schreibt eben auch ein Morrissey nicht alle drei Jahre.



SHOLI. Zu Beginn, bei den ersten Tönen dieses Debüts, meinte ich versehentlich eine CD von Tortoise im Player zu haben. Nichts da, Sholi waren drin. Jene Truppe, über die hierzulande wohl kaum ein Mensch etwas vernommen hat. Ausser dem Label-Boss, der sie vertreibt. (Wenn das März-«Saiten» erscheint, wird dies wohl kaum anders sein.) «All That We Can See» heisst der Opener, ein irrwitziges, noisiges Folk-Rock-Stück, das einen in so merkwürdiger Weise auf abenteuerliche Abwege bringt. Sholi, das sind Songwriter und Gitarrist Payam Bavafa, Bassist Eric Ruud und der Drummer Jonathon Bafus. Diese drei Freaks haben mit ihrem selbstbetitelten Einstiegs-Album «Sholi» (Irascible) keinen noch so winzigen Kompromiss an den massenkompatiblen Musikgeschmack der Amerikaner gemacht. Wie Deerhoof (es gibt kreative Kontakte zu dieser Band) schreiben sie irrlichtende, verquaste Popsongs mit Schönheitsfehlern. Und wie diese proklamieren sie das Schräg-gegen-die-Wand-Spielen zu ihrem Metier. Ja, wurde denn die Popmusik erfunden, um perfekt zu klingen? The Unicorns, Architecture In Helsinki, The Breeders und nicht zu vergessen Sonic Youth sind gute Beispiele dagegen. Hier herrscht der Wille zum Experiment vor der musikalischen Schönfärberei. Dazu eine Geschicktheit, vielleicht zum Verständnis von Sholis Musik: Kurz bevor Songwriter Payam Bavafa nach Los Angeles zog, hatte das Trio mehrere lokale Auftritte und eine Drei-Song-Demo im Kasten. In L.A. arbeitete Bavafa mit einem brillanten, «verrückten» Wissenschaftler in einem neurologischen Labor an Experimenten. Er verbrachte eineinhalb Jahre damit, Gehirnwellen aufzuzeichnen und Daten von Studien über Schlaf und Erinnerung zu analysieren. Mit der Zeit, so Bavafa in einem Interview, seien Elemente seiner Arbeit in sein Liederschreiben «hineingesickt». (Erscheint am 6. März.)

SIEBERS MÄRZ-PODESTLI:

- {1} Morrissey You Are the Quarry (2004)
- {2} Calexico The Black Light (1998)
- {3} Andrew Bird Noble Beast
- {4} Morrissey Years of Refusal
- {5} 22 Pistepirkko Drops & Kicks (2005)
- {6} Lily Allen It's Not Me, It's You
- {7} Jolie Holland Scondida (2004)
- {8} Sholi Sholi
- {9} The High Llamas Snowbug (1999)

René Sieber, Autor und Pop-Aficionado.

SCHAFFHAUSEN**BLOCHER AN
REDAKTIONSSITZUNG**

von Florian Keller aus Schaffhausen

Verleger von Zeitungen gefallen sich in der Rolle, Meinungsmacher zu sein. Nicht zu Unrecht werden die Medien mitunter auch als vierte Staatsgewalt bezeichnet. Einzelne Publikationen fühlen sich sogar geschmeichelt, wenn man ihnen die Funktion der inoffiziell grössten politischen Partei zuschreibt. In Schaffhausen verhält sich das auch nicht anders. Das offensichtlichste, aber dadurch auch transparenteste Meinungsblatt ist die «Schaffhauser Arbeiterzeitung» (AZ). Verlegt wird die AZ vom SP-Nationalrat und letzten Parteipräsidenten Hans-Jürg Fehr. Die AZ verfolgt einen offenen sozialdemokratisch-gewerkschaftlichen Kurs, alles andere wäre auch abwegig für diese Zeitung.

Viel diffiziler versuchen da die beiden anderen grösseren Schaffhauser Printmedien ihren Einfluss geltend zu machen. Der Verleger der einzig verbleibenden Tageszeitung, Norbert Neininger von den «Schaffhauser Nachrichten» (SN), macht vor allem wegen seinem Lieblingskind Tele Blocher Schlagzeilen. Natürlich ist es Zufall, dass gerade Christoph Blocher gewählt wurde, und nach einem Jahr sollte auch eine andere Persönlichkeit an die Reihe kommen. Nun sind 74 Folgen im Kasten, ein Wechsel nicht in Sicht. Böse, aber informierte Zungen schwören, dass Neininger bei den wöchentlichen Blochermessen sogar regelmässig persönlich Kamera führte – immer dann, wenn die Bilder speziell verwackelt seien. Neininger verlegt auch das zur Sendung gehörende und vom Tele-Blocher-«Journalisten» verfasste Buch «Das Blocher-Prinzip». Dabei wird natürlich die journalistische Unabhängigkeit streng gewahrt. Darauf wird wirklich Wert gelegt, darum hat Neininger auch auf die befürwortende Haltung der SZ-Redaktion zur Ausdehnung der Personenfreizügigkeit adäquat reagiert: Kurzum wurde der grosse Zampano Blocher in die Redaktionssitzung eingeladen, um dort den Redakteuren seinen Standpunkt darzulegen. Genutzt hat freilich nichts – das Schaffhauser Intelligenzblatt empfahl Zustimmung.

Weiter gibt es noch die Gratiszeitung «Schaffhauser Bock», welche vor einigen Jahren von Giorgio Behr, dem national bekannten Industriellen und reichsten Schaffhauser, übernommen wurde. Behr ist offiziell nicht an eine Partei gebunden, nach aussen gibt er sich vor allem als grosser Handballfreund und -förderer. Zu seinem grossen Leidwesen wird sein edles Engagement aber regelmässig vom Stimmvolk verkannt. Gleich zweimal versuch-

te der 300-fache Millionär in den vergangenen zwölf Monaten, mangelnde Argumente mit geldtriefenden Kampagnen wettzumachen. Kürzlich verlor er so den Kampf gegen die Anpassung der Kinderzulagen und – was ihn weit mehr schmerzen dürfte – ebenso eine Abstimmung über ein nationales Hallensportzentrum, das er gerne gebaut hätte. Behr wollte dabei in unverkennbarer Manier der dürenmätschen Alten Dame die ganze Stadt Schaffhausen erpressen, einige Millionen Franken an den Bau eines nationalen Hallensportzentrums für Handball und Volleyball zu bezahlen, den Rest hätte er grosszügig übernommen. Die Ohrfeige des Volkes kam unerwartet, aber umso deftiger.

PS: Giorgio Behr ist Präsident und Inhaber von «Kadetten Handball», ehemals «Kadetten Schaffhausen». Der Club wurde nach der Abstimmungsniederlage umgetauft. Nachtragend ist Behr ja nicht.

Florian Keller, 1983, ist Jus-Student und Schaffhauser Kantonsrat für die Alternative Liste.

APPENZELL**EIN NACHMITTAG
IM ATELIER**

von Carol Forster aus Appenzell

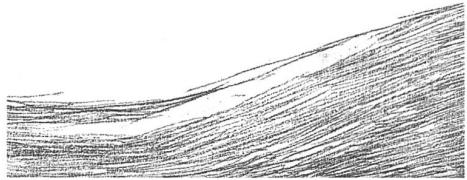
Wir sitzen zwischen Staffelei, Arbeitstisch und Stoffdecken aus Mexiko. Es ist hell, gutes Licht. Der Blick aus dem Fenster zeigt Schnee, Sitter und Friedhofsmauer. An den Atelierränden hier eine Kinderzeichnung und dort ein Erinnerungstück, von einer der vielen Reisen mitgebracht. Mohnkuchen und Kaffee. Wir sprechen über Sabine Lugers Arbeit. Wir gehen herum, blättern in den aktuellen Werken und Büchern, essen Kuchen, sitzen, reden und diskutieren, erzählen Geschichten. Etwas später trinken wir dann österreichischen Weisswein, den die Künstlerin jeweils direkt vom Weinbauern aus dem Burgenland mitbringt, und ich versuche, unsere Themen zu notieren. «Malerei ist für mich wie ein Roman. Zeichnen ist wie Lyrik. Je mehr ich zeichne, desto mehr sehe ich. Erinnerungen, Landschaften, Flächen. Zeichnen ist eine Form von Denken», sagt Sabine Luger.

Beim Betrachten ihrer Bilder entsteht dieser Sog ins Bild hinein. Hineingehen möchte man und tut es auch, Strich für Strich. Je länger man schaut, desto mehr sieht man. Gedichte klingen nach, sind konzentriert und strahlen eine Intensität aus, die einen immer wieder aufs Neue in ihren Bann ziehen kann. Es sind spürbar vorhandene Schichten. Wenn man als Betrachter Schicht um Schicht zu entdecken sucht, so formieren sich immer neue Schichten.

Die Sprache ist wichtig, jedes Wort hat Gewicht, jeder Strich. Die Zeichnung ist wichtig, nicht die Technik, nicht das Thema. Ein wertfreies Betrachten, ein Sichbefassen mit dem, was sie sieht, ist wesentlich. Es ist kein inhaltliches Schauen, sondern Interesse, gepaart mit aufmerksamer Gelassenheit. Denn wenn die Künstlerin sich zu sicher fühlt, übersieht sie Dinge. Diese Aufmerksamkeit ist ein Teil der Arbeit, die man spüren, aushalten und wollen muss, die permanent Entscheidungen fordert.

Wenn Sabine Luger über ihre Arbeit spricht, so tut sie das überlegt und präzise. Sie formuliert ihre Sätze, wie sie zeichnet. Die Vorarlberger Künstlerin lebte lange Zeit in Wien, wo sie an der Akademie der Bildenden Künste in der Meisterschule für Druckgrafik studierte. Seit 1990 arbeitet sie ausschliesslich mit Metallstiften. Die Stifte aus Silber und Gold unterstützen ein bewussteres Schaffen. Sie verwischen nicht, sind nicht fett wie Bleistifte oder Kugelschreiber, sie sind spröde und haben mehr Tonwerte als andere Stifte. Diese Sprödheit zwingt Sabine Luger, genau und klar zu arbeiten. Seit sechs Jahren lebt und arbeitet die Künstlerin in Appenzell. Sie stellt ihre Werke vorwiegend in Deutschland und Österreich aus. Ihre letzte Ausstellung, die in Wien gezeigt wurde, kommt jetzt nach Appenzell. Sabine Luger stellt nach einigen Ausstellungen anderer Künstler in ihrem Atelier Tanzsaal nun endlich sich selbst aus. Sie gewährt uns Ein- und Ausblicke, doch als Betrachter hat jeder seine eigene Sicht, seine eigene Ordnung, seine eigene Welt vor Augen.

Carol Forster, 1961, führt den Büchergarten in Appenzell.



«Wiese.Mist.Mauer» von Sabine Luger

THURGAU**DIE FÜNFTEN JAHRESZEIT
IM THURGAU**

von Mathias Frei aus Frauenfeld

Da gibt es einen Ort, zum Beispiel im Hinterthurgau oder im Südthurgau oder im Ostthurgau. Da sind die Leute zufrieden. Niemand fühlt sich benachteiligt, nicht im Westen oder Norden leben zu dürfen. Da gibt es eine Tankstelle, die vom örtlichen Bauunternehmer (und gleichzeitig Gemeindeammann) betrieben wird, eine stattliche Villa aus den 1860er-Jahren, die man im Rahmen der überbordenden Feierlichkeiten zum 110-jährigen Bestehen seit 1974 Schlössli nennt, wo es seit neuestem bei «Nat(h)ürli Kult(h)ürli im Schlössli» biedere Kleinkunst zu sehen gibt, da gibt es aber auch eine Hauptstrasse mit täglich 6754 Durchfahrten, weshalb sich eine IG Umfahrung West gebildet hat, ein Speiserestaurant, wo man gutbürgerlich und günstig isst, jährlich eine Einbürgerung an der Budgetgemeinde Ende Januar, manchmal auch drei, wenn es eine vierköpfige Familie ist, und vor allem gibt es das «Bahnköfl», obwohl es notabene gar keinen Bahnhof gibt im Ort, das aber als Relikt aus vergangenen Zeiten gilt, als man neben der mittlerweile geschlossenen Post, wo nun ein paar Drögeler in einer sogenannten WG vom Kanton wohnen, eine Postauto-Haltestelle errichten wollte. Aus der Haltestelle ist dann doch nichts geworden, worauf der Gemeindeammann als Kantonsrat abgewählt wurde. Ihm sollen die Stimmen aus seiner Gemeinde gefehlt haben, hatten die Linken «z'Fraufeld unne» damals gelacht. Nennen wir diesen idyllisch gelegenen Flecken Scheiss bei Wil am Fluss.

Die aus Wil regen sich heute noch über den Zusatz «am Fluss» auf. Die aus Scheiss interessiert das nicht. Denn jetzt ist wieder die Zeit, wo in Scheiss gelebte Fröhlichkeit zelebriert wird. Und das ist mehr als nur TV-Abendunterhaltung oder FC-Ussufete, obwohl der Wirt immer der Gleiche bleibt. Es ist Fasnacht. Beizenfasnacht. Während fünf Wochen im Jahr verfünfacht sich die Zahl der Nichtschweizer Bürgerinnen im Ort. Denn bei Fredy im «Bahnköfl» servieren dann Anke aus Plauen, Christel aus Mattersburg, die Bratislaver Zwillinge Mina – gemäss Toni, der als Bauführer bei Herr Gemeindeammann chrüpplet, «versaut bis an Hag abe, wo schnurret wienes Chätzli» – und Ina. Von der fünften, Ludmilla, weiss man nicht, woher sie kommt, auch Fredy nicht. Dafür nennt er sie «Luder». Mit Darwin und seiner Evolutionstheorie hat das nichts zu tun. Fredy sagt aber immer: «Die Wiiber, wo bi mir schaffet, die hends imfall gschafft. Dene gohts jetz besser als dene im Oschtblock.» Bei

Fredy verdienen die Frauen netto 1850 Franken im Monat. Dafür arbeiten sie sieben Tage in der Woche jeweils ab 18 Uhr in der zum Thema «Schneehäsli und Skilehrer» dekorierten Schneebär.

Die Schneebär heisst jedes Jahr so und «deko-riert» ist eigentlich auch leicht übertrieben. Denn dann steht zwar das Traktörl von Hampi nicht in der Gemeindegarage neben dem «Bahnköfl», aber das ganze «Gschirr» vom Hampi ist nicht weggeräumt. Da ist es dann auch schon passiert, dass einer nach dem siebten Whisky-Coci oder nach Fredys berüchtigtem «Bahnköflbrunz» (à neun Franken, mit Euro kann nicht bezahlt werden) über einen Rechen oder eine Schaufel gestolpert ist. Der Toni sagt immer, dass er das ganze Puff schon ausräumen würde. Aber dann müsster er halt mal ein Pläuschli haben dürfen mit der Ludmilla. Davon will Fredy nichts hören. Das sei ja kein Puff, nur ein wenig Tabledance. Sonst müsstest du den «Bahnköflbrunz» ja für fünfzehn Stutz verkaufen, könnte den Meitli nur 1500 Franken geben und dann hätte er zudem noch das ganze Puff mit den Arbeitsbewilligungen. So, wie es sei, sei es gut. Die Meitli würden ja freiwillig an der Chromstahlstange im Traktorreifen tanzen. Und wenn sie dann schwitzen, so sei es ja nur hygienisch, dass sie ihre Hemdli ausziehen. Die hätten den Plausch beim Tanzen, sagt Fredy. Und jeden Freitagabend spielt ja noch eine Guggenmusig auf dem Platz vor dem «Bahnköfl». Ho Narro.

Mathias Frei, 1980, Student, Kulturveranstalter, Slampoet, Texter und SP-Gemeinderat.

TOGGENBURG**NICHT DIE SCHON WIEDER!**

von Andreas Roth aus Wildhaus

Wir haben ja nicht viel hier im Toggenburg (liest man zumindest in den Medienmitteilungen der eigenen Regierung), aber immerhin haben wir eine vielseitige Ausgangskultur. Veranstalter wie das Chössi-Theater, der Kraftwerk-Club, das Kleintheater Zeltainer oder die Klangwelt Toggenburg bringen Leben ins Tal. Auch mit Snowland.ch wagen wir uns immer weiter vor in den Party-Dschungel und buchen manchmal mehr, manchmal weniger bekannte Gruppen für unsere Winterpartys. Diese Veranstaltungen haben eines gemeinsam: Man bucht Bands oder DJs, die ein möglichst grosses Publikum anziehen sollen. Die Person, die das erledigt, nennt sich je nach Modernität Booker, Programmchef, Intendant oder künstlerischer Leiter und hat wie die Fernsehdirektorin bereits im Voraus die Gewissheit, es keinem recht machen zu können.

Vor einem Jahrzehnt noch kamen grosse Bands ins Toggenburg, auch wenn ihnen auf



Und wie bringt man Toggenburger zum Tanzen? Bild: pd

den kurvigen Strassen ab Wattwil schlecht zu werden drohte. Patent Ochsner, Polo Hofer, Züri West – an diese Schweizer Popmusik-Grössen erinnern wir uns gerne. Um sie heute ins Tal zu locken, braucht es astronomische Gagen, die bei 500 Gästen unmöglich zu bezahlen sind. Die Stars kommen höchstens noch als «Soundsystem», also bloss mit einem DJ anstatt mit der ganzen Band. Sie sind für das Publikum fast immer eine Enttäuschung, weil es doch lieber die komplette Band auf der Bühne gesehen hätte. Musikgruppen zu finden, die zwar bekannt sind, aber noch für kleinere Gagen den kurvigen Weg ins Toggenburg auf sich nehmen, scheint zurzeit ein Ding der Unmöglichkeit zu sein.

Zur Sicherheit bucht man deshalb nur noch DJs und kündigt sie pompös an. Die DJs kennt zwar keiner, aber man kann immerhin dazu tanzen. Die Plattenauflieger mit dem grössten Publikumserfolg holt der Booker dann Jahr für Jahr wieder in den Club. Das ist nicht innovativ, aber lukrativ. Bucht man zum Beispiel das erfolgreiche Schweizer Duo Superstar DJs, sagen zwar alle: «Nicht die schon wieder!», der Abend ist aber mit Gewissheit ausverkauft. Auf eine wenig bekannte St.Galler Elektro-Rockband will sich hingegen niemand einlassen und der Club bleibt leer. Und schuld daran ist nicht das verwöhnte Publikum, sondern der Booker. Warum bucht der nicht mal wieder eine richtig gute Band?

Andreas Roth, 1983, lebt in Wildhaus und arbeitet bei Snowland.ch und der Klangwelt Toggenburg.

VORARLBERG**DIE STADT OHNE ZENTRUM**

von Kurt Bracharz aus Bregenz

Wie Beijing (10,7 Millionen Einwohner) und Tokio (8,5 Millionen) hat auch Bregenz (28'000 Einwohner) ein «leeres» Zentrum. Wobei man im Falle von Bregenz die Anführungszeichen weglassen könnte, denn im Unterschied zur Verbotenen Stadt und dem Palast des Tenno handelt es sich beim See-

LEIDENSCHAFT UND WIDERSPRUCH

IRIS UND PETER VON ROTEN

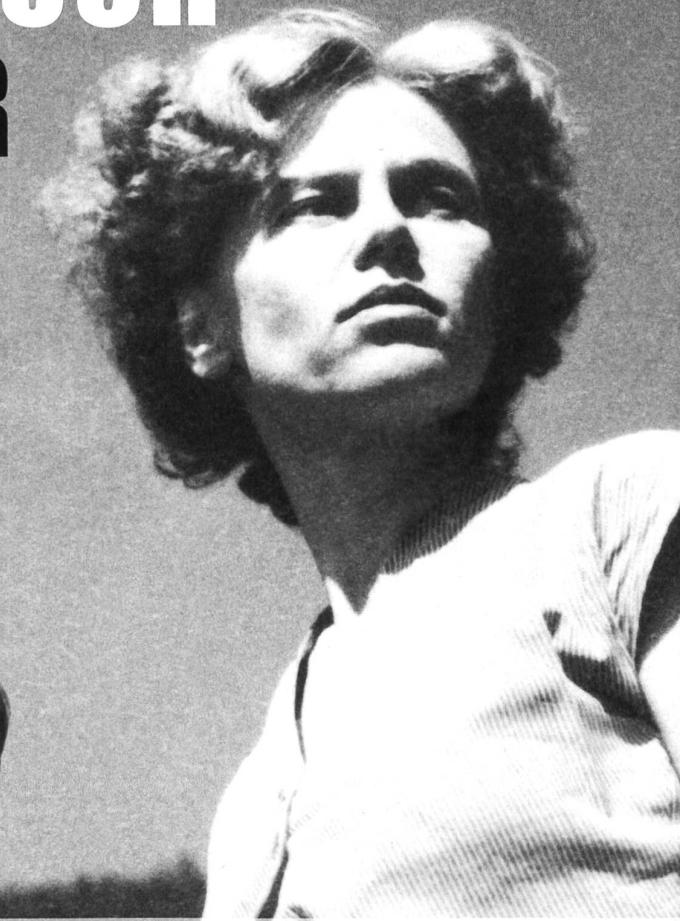
21. Februar – 5. April 2009

Dienstag – Sonntag 14 – 17 Uhr

Kulturraum Regierungsgebäude

Klosterhof St.Gallen

50 JAHRE «FRAUEN IM LAUFGITTER»



Öffentliche Führungen durch die Ausstellung

Jeden Donnerstag, 16 Uhr, und jeden Sonntag, 14 Uhr.

Rahmenprogramm

Das Rahmenprogramm wurde vom Archiv für Frauen- und Geschlechtergeschichte Ostschweiz organisiert, das dieses Jahr sein zehnjähriges Jubiläum feiert.

26. Februar 2009, 20.00 Uhr,

Festsaal St. Katharinen, Katharinengasse 11, St.Gallen

Hortensia von Roten und Wilfried Meichtry im Gespräch

Moderation: Eva Bachmann, Redaktorin St.Galler Tagblatt

18. März 2009, 19.30 Uhr,

Kult-Bau, Konkordiastr. 27, St.Gallen

Philosophischer Abend: Wie denkt Iris von Roten Macht?

Katrin Meyer, Philosophin, Lehrbeauftragte für Philosophie Universität St.Gallen

Ariane Bürgin, Philosophin, Stellvertretende Leiterin Hochschulen,

Erziehungsdepartement Basel-Stadt

24. März 2009, 20.00 Uhr,

Archiv für Frauen- und Geschlechtergeschichte Ostschweiz, Florastr. 6, St.Gallen

Lesung: «Frauen im Laufgitter».

Historische Einbettung: Heidi Witzig, Historikerin

Die Schauspielerinnen Pamela Dürr und Diana Dengler lesen

aus «Frauen im Laufgitter»

2. April 2009, 20.00 Uhr,

Historischer Saal, Bahnhofgebäude, St.Gallen

Polit-Podium: Provoziert «Frauen im Laufgitter» heute noch zum Handeln?

Diskussion mit Elisabeth Joris, Anita Fetz, Lukrezia Meier-Schatz,

Sarah Schilliger, Bettina Surber.

Ein Projekt des Vereins «Ausstellung Iris und Peter von Roten»

www.irisundpeter-vonroten.ch

www.sg.ch/home/kultur



Das geheime Wahrzeichen von Bregenz. Bild: pd

stadtareal seit Jahren um einen grossen Parkplatz mitten in der Stadt. Mit dem Wort Mitte muss man in Bregenz allerdings auch sorgfältig umgehen, weil es ziemlich schwierig ist, hier eine Mitte zu definieren. Die Altstadt, anderswo oft der Stadt kern, liegt an der Peripherie und macht den Eindruck eines Freilichtmuseums ohne Museumsshop: Es gibt keine Geschäfte innerhalb der Stadtmauer, aber wenigstens ein Restaurant.

Im Mittelpunkt des «urbanen» Lebens (hier sind die Anführungszeichen angebracht), den drei parallelen Strassen mit Rathaus, Kirche, Museum, Geschäften, Restaurants und Strassencafés, bin ich schon von Touristen gefragt worden, wo es zum Zentrum gehe. Wer mit dem Auto anreist, kann gut durch Bregenz gefahren sein, bevor er merkt, dass er jetzt in Hard oder Lochau ist, aber das wird meistens dadurch verhindert, dass er im Stau genügend Zeit hat, sich gründlich umzusehen. Wer mit dem Zug gekommen ist und aus dem Bahnhof tritt, muss zuerst einmal auf dem Stadtplan nachsehen, in welcher Richtung die Innenstadt sein könnte; dabei liegt der Bahnhof durchaus nicht peripher, aber halt neben dem grossen, nichtssagenden Parkplatz.

Mittlerweile soll aber das Seestadtareal bebaut werden. Es wäre die Gelegenheit für einen grossen Wurf. Wo kann man heute in einer Stadt einen so grossen Platz gestalten, dass sich der Charakter des ganzen Viertels ändern wird? Die ersten Aktivitäten haben sogar die traditionell zahnlosen Kolumnisten der Gratisblätter zu deutlichen Meinungsäusserungen veranlasst. Ein «Bürgerinnen- und Bürgerrat» wurde von der Stadt in die Bauplanung «eingebunden» und erkannte nach dem ersten Workshop, dass eine unterirdische Strassenführung klasse wäre. Das war kongenial zur Erklärung der Stadt und der Eigentümer des Areals, «ein mehrstöckiges Gebäude mit Wohnungen, Gastronomie, Geschäften und Hotel» errichten zu wollen. Damit sind immerhin ein Ring von Milchpilzen, eine Batterie öffentlicher Toiletten oder eine Schrebergartensiedlung ausgeschlossen worden.

Das Schlimmste für Architekturprojekte in Bregenz lässt ohnehin die aktuelle Entwicklung der Hafenumbaupläne erwarten. Der Bregenzer Hafen war bisher ein ziemlich idyllischer Ort. Das darf er natürlich nicht bleiben, weil dann das Monsterschiff «Sonnenkönigin» des Touristikers Klaus optisch nicht hinpassen würde. Dieses und andere Schiffe sollen in Zukunft nicht neben dem niedlichen Jugendstilrestaurant backbords anlegen, sondern gegenüber, wo bisher eine grüne Wiese mit Blumenrabatten und einem Fahnendekor war. Dagegen wäre nicht unbedingt etwas einzubinden, auch nicht gegen die Errichtung eines neuen Hafengebäudes.

Als solches war aber zuerst die «Pergola» geplant, ein siebzig Meter langer Betonriegel, dessen Pläne so schnell wieder in der Versenkung verschwanden, dass man sich fragte, ob das nicht nur ein den Kritikern hingeworfener Knochen war, in den sich diese verbeißen sollten, damit sie beim nächsten Vorschlag das Maul halten werden. Der nächste Vorschlag war die «Welle», ein Musterbeispiel disfunktionaler Kitscharchitektur. Die sozialistische Opposition hat nun eine Volksabstimmung initiiert und die schwarz-grüne Rathauskoalition die dabei gestellte Frage so formuliert, dass man nur ankreuzen kann, ob man für oder gegen «ein zweites Hafengebäude» ist.

Ich und wahrscheinlich viele andere hätten nichts gegen ein zweites Hafengebäude einzubinden, wenn es vernünftig dimensioniert und halbwegs geschmackvoll geplant wäre, aber eine solche Variante ist bei der Volksabstimmung im März nicht vorgesehen. Zur «Welle» kann die Wahlempfehlung nur heissen: Just say no!

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

WINTERTHUR

ERWERBS-, NICHT ARBEITSLOS!

von Manuel Lehmann aus Winterthur

Ich habe meine Arbeit im Kulturlokal Kraftfeld gekündigt. Ein wenig Abschied gefeiert – nach fast sieben Jahren – und stehe nun da, nicht ohne Arbeit. Aber ohne Broterwerb. Keine neue Situation für mich – aber seit dem letzten Mal ist bereits einige Zeit vergangen. Seit 1999 war ich für verschiedene Kulturveranstalter tätig als Kulturorganisator – dies war meine offizielle Berufsbezeichnung. Um sich an einem neuen Wohnort anzumelden, musste jeweils eine exakte Bezeichnung her, und diese haben die guten Beamten in ihren Verzeichnissen gefunden.

Eigentlich bin ich aber Erfinder. Ich erfinde

Konzepte, Veranstaltungen, Veranstaltungsreihen, manchmal sogar ganze Kulturlokale. Ich erfinde Anlässe, die es noch nicht gibt, und manchmal auch ganz andere Dinge. Ich leiste sozusagen Pionierarbeit. Es gibt nichts Spannenderes. Wenn die ganze Sache funktioniert, dürfen andere gerne übernehmen. Und wenn nicht, lässt man es bleiben. Das Ganze hat nur einen Nachteil: Pionierarbeit ist meist gar nicht oder nur sehr schlecht bezahlt. Darum bin ich etwas länger hängen geblieben bei meinem letzten Job. Sieben Jahre sind für einen Pionier eine lange Zeit. Aber nun hat alles wieder seine Ordnung: Die Ideen sprudeln, die ersten Konzepte sind geschrieben, langweilig ist es mir noch keine Minute geworden. Es gibt immer viel zu tun. Nur eben: Der Broterwerb fehlt. Und dies nehme ich nicht mehr ganz so locker wie noch mit 25. In jungen Jahren habe ich mit so gut wie gar keinem Geld prächtig gelebt. Inzwischen sind die Fixkosten aus mir unerfindlichen Gründen ein wenig gestiegen. Geld ist ein unerlässliches Element in einem schlingernden System. Darum verliere ich Zeit und Energie durch meine Unsicherheit. Und habe mich darum auch ganz konkret arbeitslos gemeldet – ab dem 1. März. Arbeits-, nicht erwerbslos!

Dabei gäbe es für Leute wie mich – wie auch für viele andere – eine simple Lösung. Da es nur noch wenige Menschen braucht, um unsere Konsumgüter herzustellen, gibt es längerfristig kaum eine andere Möglichkeit als ein bedingungsloses Grundeinkommen. All die Vorteile aufzuzählen, würde den Rahmen dieser Kolumne sprengen. Aber ich für meinen Teil könnte mich ganz entspannt an die Umsetzung all meiner schönen Ideen machen und zusammen mit schönen Menschen schöne Beschäftigungen erfinden für andere schöne Menschen. Alles wäre schöner und die Welt eine bessere. Und ich müsste mich nicht arbeitslos nennen, nur weil ich erwerbslos bin. Das würde ich schön finden.

Manuel Lehmann, 1974, ist Veranstalter im Kraftfeld Winterthur und im Vorstand des Arealverein Lagerplatz.



Eine Schlange von Arbeitslosen in den dreissiger Jahren.
Bild: pd